Zwiegespräche über den Weltkrieg

gehalten

mit Fischen auf dem Meeresgrund

von

Heinrich Hansjakob

Preis 35 Pfennig



26.–35. Tausend

Verlag von Adolf Bonz & Comp. in Stuttgart. 1916

Zwiegespräche über den Weltkrieg

gehalten

mit Fischen auf dem Meeresgrund

von

Heinrich Hansjakob

26.—35. Tausend



Stuttgart
Verlag von Adolf Bonz & Comp.
1916.

Druck von A. Bonz' Erben in Stuttgart.

1.

Ich leide an Schlaflosigkeit und gebrauche fast jeden Abend seit 25 Jahren Schlafmittel. Trotzdem habe ich jede Nacht so zwischen 3 und 6 Uhr schlaflose Stunden. In diesen mache ich mir Gedanken über alles Mögliche. Wie eine alte Möwe, dieser Schwimmvogel, der über den Wassern fliegen und auf ihnen ruhen kann, einsam am Meeresstrand auf einem Felsriff sitzt und trüben Sinnes hinausschaut auf das Meer, auf seine Wellenhügel und seine Inseleilande und der Zeiten gedenkt, da sie jung und stark mit ihren Genossinnen über den Wassern dahinflog und tagelang die Schiffe umkreiste, ähnlich mache ich es in schlaflosen Stunden der Nacht, um mir die Zeit zu vertreiben.

Ich schaue über das Meer meines Lebens hin und denke an die Personen und Ereignisse, die mir auf diesem stürmischen Meere begegnet und an mir vorübergegangen sind. Aber ich verweile, wie es bei der Gedankenflucht nervöser Menschen üblich ist, nie lange bei einer Person oder einem Ereignisse, und so stürmen die Erinnerungen durch mein Gehirn wie die Bilder in einem Kinematographen.

Diese Gedankenflucht hat seit den Tagen des schrecklichen Weltkriegs ziemlich aufgehört, und ich beschäftige mich allermeist nur mit dem Krieg, seinen Ursachen und seinen Folgen, welch letztere in jede Familie eingreifen, auch wenn sie niemanden im Felde stehen hat. Aber wie viele, unzählige Familien haben tote, verwundete, verstümmelte, verkrüppelte Mitglieder zu beklagen und wie viele Todesanzeigen bringt einem die Post! Als ich im August 1914 am Anfang der Straße, an deren Ende mein Haus in Haslach steht, die ersten Verwundeten matt und bleich dem Krankenhaus sich zuschleppen sah, da rollten mir die hellen Tränen aus den Augen und voll bitteren Wehs über die unschuldigen Opfer kehrte ich heim.

Zeitungen, Feldpostkarten, Feldpostbriefe und die verwundeten Soldaten, die vom nahen Krankenhaus mich besuchen, alle erzählen vom Krieg und von seinen Schrecknissen, an die auch fast täglich der Kanonendonner erinnert, der vom Elsaß her über unsere Schwarzwaldberge hereindringt.

So habe ich Stoff genug, um ihn in den schlaflosen Stunden der Nacht zu verarbeiten. Bald weile ich im Geiste in den Schützengräben und bedaure die Soldaten, die Tag und Nacht Haus und Herd unseres Volkes verteidigen, während draußen Regen und Sturm an mein Haus schlagen; bald wandelt mein Geist nächtlicherweile über die Schlachtfelder und sieht die nicht aufgefundenen oder noch nicht geholten Verwundeten verbluten und unter Schmerzen sterben, oder er schaut in die unzähligen Lazarette, durch die ein Meer von Schmerzen und Leiden zieht, während der Tod bald hier bald dort einen armen Märtyrer teuflischer Politik von seinen Qualen erlöst. Ein andermal höre ich, zu Anfang des Krieges, den Jubel und die Laute der Begeisterung, mit der badische, bayerische und württembergische Krieger auf der Schwarzwaldbahn unfern von meinem Hause dem Schlachtfeld entgegenzogen und an den Haltestellen dummerweise mit Kaffee statt mit dem Mark der Bayern, mit Bier, erfrischt wurden, oder es beschäftigt mich das Los von Weib und Kindern eines Landwehr- oder Landsturmmannes. So kam einmal eine junge Bäuerin, Mutter von fünf Kindern, und weinte bitterlich. Ihr Mann ist schon seit Kriegsbeginn an der Front und sie hat niemanden, der ihr hilft, als eine alte Magd und ein Knechtlein, das auch jeden Tag „geholt" werden kann. Wenn der Mann nur einmal vierzehn Tage Urlaub bekäme zur Ernte und um den Kindern das Heimweh nach dem Vater zu stillen. Das älteste ist zehn Jahre alt, ein „g'scheits Maidle". Es schreibt dem Vater jede Woche einen Brief, er solle doch kommen, und jeden Abend beten die Kinder zum hl. Apostel Thaddäus für den Vater.

Das ist nur ein Familienbild von Millionen und zwar ein reizend rührendes gegen die Vorgänge, die sich abspielen, wenn die Nachricht eintrifft, der Vater kommt gar nicht mehr. Er ist tot und ruht fern der Heimat im Grabe.

Viel beschäftigte mich auch von Anfang an nicht bloß bei Tag, sondern auch in der Nacht die Frage des täglichen Brotes in dieser Kriegszeit. Ich sah mäßige Getreidepreise, weil Ge-

treide genug vorhanden war, bei hohen Mehlpreisen und sah Mehl, das nach Verderbnis roch, und wohin ich mich wandte, niemand konnte abhelfen. Auch darüber machte ich mir Gedanken voll Unmut, die mich oft gar nicht mehr einschlafen ließen. Ebenso über den Wuchergeist, der über unser Volk gekommen ist vom täglichen Brot bis zu Tinte, Papier und Bleistift.

Am meisten aber beschäftige ich mich mit dem Krieg selbst und denke manche Stunden der Nacht darüber nach, warum Krieg sein mußte unter den Menschen trotz ihrer Bildung und Humanität und warum die Unschuldigen darunter am meisten zu leiden haben.

Viel verweile ich auch beim Meere und bei den furchtbaren Kriegsbildern, die sich auf seinen Fluten und unter denselben abspielen. Auf den Wellen des Meeres war der Krieg allzeit schrecklicher für die Kämpfenden, weil sie bei Verwundung und Tod meist keine andere Aussicht haben als das Begrabenwerden in der Tiefe, wo sie eine Beute der Fische werden. Einer, der aus der Luft herabstürzt, kann doch noch ein ehrliches Grab finden auf Erden, wenn er nicht, was selten vorkommt, ins Meer fällt.

Und es kommt mir, seit Beginn des Jahres 1915, bei meinen Nachtgedanken über den Krieg immer wieder der Gedanke, was mögen auch die Fische sagen, wenn Tag für Tag Menschen herabkommen samt den Schiffen und ihrer Fracht. Schon im Februar des genannten Jahres äußerte ich einmal einem Herrn von Freiburg, der mich besuchte, den Gedanken, Gespräche mit Fischen niederzuschreiben. Dies namentlich auch aus einem besonderen Grunde. Ich möchte die Gedanken, die ich mir in schlaflosen Stunden gemacht, gerne am kommenden Morgen auch aussprechen. Aber da hapert's. Das Sprechen tut mir am weheſten, und wenn ich zwanzig Minuten mit jemanden gesprochen und ihm zugehört habe, so bin ich völlig erschöpft, namentlich, wenn es ein sogenannter Gebildeter ist, mit dem ich reden soll. Drum fürchte ich jeden Besuch, weil er mich zum Reden zwingt, so gerne ich mich mit Menschen jedes Standes unterhalte.

Drum habe ich mir längst vorgenommen, einmal mit Fischen zu reden, die stumm sind und als gehörlos von der Naturwissenschaft bezeichnet werden. Die passen für einen, den das Hören und Sprechen ermüdet, und sichern ihn auch gegen Wider-

spruch, den nervöse Leute, wie unsereiner, nicht gerne ertragen. Ich habe schon öfters in meinen Büchern mit Wesen gesprochen und sie reden lassen, die noch unter den Fischen stehen. So habe ich mich schon gedruckt einmal mit einem alten Besen unterhalten, ein andermal mit einem Stein, ein drittes Mal mit einem Stückchen Gold, ein viertes Mal mit einem alten Hut und gar oft schon mit meiner alten Freundin, der Platane, in der Karthause. Auch mit einem alten Pferd, selbst mit einem alten Herd habe ich schon Zwiegespräche gehalten.

Also habe ich schon einige Fertigkeit im Reden mit Taubstummen, ohne reden und hören zu müssen. Ich schreibe nur nieder, was wir einander zu sagen haben, und schreiben strengt mich viel weniger an als reden.

Die Seele des Menschen hat als ein Hauch Gottes etwas von den Eigenschaften ihres Schöpfers. So hat sie auch etwas von seiner Allgegenwart. Sie kann sich in die Sternenwelt schwingen und in die Tiefe des Meeres versenken. Sie kann sich ohne Eisenbahn und Dampfschiffe schneller als Telegraph und Funken in fremde Länder versetzen und mit allem, was da und dort lebt und kreucht und fleucht, Zwiesprache halten, ohne sich eine Sekunde von der Stelle bewegen zu müssen, an welcher der Mensch liegt, sitzt oder schreibt.

Der Gedanke, einmal mit Fischen zu reden, plagt mich, wie gesagt, seit vielen Monaten. Er wurde in der letzten Zeit zur „Zwangsvorstellung", und diese Art von Nerventeufeln bringt man erst los, wenn man sie auf dem Papier sieht und sie sich aus dem Kopf geschrieben hat. Dazu kommt noch, daß mich viele meiner Leser immer und immer wieder brieflich fragen, was und wie ich über den Krieg denke.

So nehme ich denn endlich meinen Federkiel in die Hand und schicke mich an, hinabzusteigen in die Tiefe des Meeres. Es ist der 10. Dezember 1915. Draußen tobt der Sturm, und der Regen fließt sintflutlich vom Himmel, als wollte auch er seine Tränen schicken in das Tränenmeer, das die Menschen weinen. In dem Wald über meinem Schwarzwaldhaus rauschen und ächzen die Tannen, als ob auch sie das Wehe fühlten, das durch so viele Menschenherzen zieht in dieser grausigen Zeit.

Es ist sicher in der Tiefe des Meeres friedlicher als auf Erden. Drum hinab und erzähle den Fischen, wie es den armen Menschen geht im Kriege, von dessen Folgen auch sie etwas

merken aus den Vorgängen in den Fluten, ohne recht zu wissen, woher es kommt, daß seit Jahr und Tag so viele Menschen und Schiffe im Meere versinken.

2.

Ich komme auf den Meeresgrund zwischen Schweden und Schottland, in der Nähe der Orkaden, jenen kleinen Inseln, die heute noch von normännischer Bevölkerung bewohnt sind, deren Stammväter die Eilande, welche bereits den Römern bekannt waren, im 9. Jahrhundert schon besetzten.

Hier geben sich meines Erachtens die Meeresfische Stelldichein vom Atlantischen und Mittelländischen Meere und von der Nordsee her. Ich hatte mich auch nicht getäuscht. In ziemlicher Tiefe traf ich eine ganze Volksversammlung von Fischen des Meeres. Die Majorität hatten die verschiedenen Arten des Haifisches, von dem fünfzig Zentimeter langen Exemplar bis zum Riesenhai mit seinen acht bis zehn Metern Länge. Aber auch Rochen, Sägefische, Thunfische, Delphine, Lachse, Meerhechte u. a. hatten sich versammelt. Sie waren um einige Tausend Zentner Gefrierfleisch geschart und fraßen friedlich von dem australischen Hammelfleisch, das ihnen ein deutsches Unterseeboot verschafft hatte durch Versenkung eines englischen Dampfers. Es waren meist Uferfische und solche, welche die Oberfläche der hohen See bewohnen. Aber auch Seedrachen und Aale aus der Tiefe des Meeres hatte der seltene Genuß angelockt.

Ich bekam ordentlich Angst, als ich die riesigen Haifische sah, die alsbald von ihrem Fraß abließen und auf mich zuschwammen. Doch ein bekannter Menschenfresser unter ihnen, der Blauhai, beruhigte mich alsbald und meinte: „Du brauchst keine Angst zu haben, daß ich dich alten Kerl auffresse. Ich habe die letzte Zeit so viel Menschenfleisch zu essen bekommen, daß mir alle Lust dazu vergangen ist."

Ich setzte mich nun auf den Rand des mit dem gefrorenen Fleisch beladenen und geborstenen Schiffes und harrte der Unterhaltung, die da kommen werde. Die übrigen Fischsorten hatten sich indes auch herangemacht und der Diskurs konnte beginnen. Zuvor will ich, um dem Mißverstandenwerden vorzubeugen, den Leser nochmals aufmerksam machen, er möge,

wenn ich ihm zu gescheit rede mit den Fischen, nicht vergessen, daß ich den Fischen genau das sage, was ich eigentlich den Menschen sagen will.

Zunächst ergriff das Wort ein Riesenhai und sprach also: „Ich bin froh, daß endlich einmal ein lebendiger Mensch zu uns kommt, mit dem man ein Wort reden kann. Tote sehen wir täglich in die Tiefe sinken auf unsern Schwimmfahrten durch das Mittelländische Meer und durch den Atlantischen Ozean, aber die lebendigen Menschen kennen wir nur vom Sehen. Wir beschauen sie uns von der Oberfläche des Meeres aus und ihre Wohnungen an den Ufern hin. Wir sehen sie in Menge auf gewaltigen, schwerbeladenen Schiffen unter Musiktönen an uns vorbeifahren."

„Und in neuester Zeit fahrt ihr sogar unter dem Meere, und den Riesenfischen gleich ziehen eure Unterseeboote an uns vorbei, die wir scheu den Ungetümen aus dem Wege gehen. Auch in den Lüften ziehen bisweilen Schiffe über uns dahin. Und wir staunen mehr und mehr über der Menschen Macht und Geistesgröße."

„Zur Sommerszeit, wenn wir nächtlicherweile uns den Ufern mehr nähern können, sehen wir euch mit euern aufgeputzten Wibervölkern bei elektrischem Lichte am Strande auf und ab spazieren gehen und hören euch plaudern und lachen."

„Und wie fröhlich plätschert jung und alt von euch in den Meereswellen am Strande in den Seebädern. Und wir schauen von Ferne stumm und bewundernd zu und denken: ‚Am besten haben es doch und am glücklichsten sind die Menschen. In Freude wandeln sie am Meere und schwimmen im Meere, und alles ist ihnen untertan, selbst das Meer und seine Bewohner. Millionen von uns Fischen müssen die Flut verlassen und sterben, um ihnen ein Genuß zu sein'."

Also sprach der Riesenhai, der gewaltig aufhorchte, als ich ihm also antwortete: Du und deine Kollegen in den Meeresgründen täuscht euch gewaltig. Es gibt kein jammervolleres und unglücklicheres Geschöpf als die Menschen, trotzdem sie lachen und Musik machen und am Meer lustwandeln und Schiffe in der Luft, auf und unterdem Meere haben.

Das haben die weltlichen und religiösen Bücher aller Zeiten ausgesprochen, und das habe ich selbst miterlebt, ich, ein alter Mensch, der viel Leid und Elend gesehen und er-

fahren hat. Du darfst mir also glauben trotz all der menschlichen Erfindungen und Vergnügungen, die euer Staunen und euern Neid erregen.

Schon vor Jahrtausenden hat der alte griechische Dichter Euripides geschrieben:

> Ein bloßer Schatten hat mich stets die Welt bedünkt,
> Und nachdenklich sprech ich's aus: Die Sterblichen,
> Die sich mit Klugheit brüsten und mit Forscherwitz,
> Sind Toren und die allergrößten zwar!
> Doch keiner ist glückselig auf dem Erdenrund.

Und ein deutscher Dichter (Jean Paul) sagt: „Das Leben des Menschen ist ein langer, langer Seufzer vor dem Ausgehen des Atems." Und ein anderer (Hebbel): „Unser Leben ist der aufzuckende Schmerz einer Wunde."

Der größte Geist der Engländer, die ihr ja als die Übermenschen auf dem Meere am besten kennen werdet, der Dichter Shakespeare, hat gemeint:

> Wie ekel, schal und öd' und unersprießlich
> Erscheint mir diese Welt und all ihr Wesen!

Und ein berühmter ungarischer Dichter (Petöfy) ist der Ansicht:

> Die Welt bleibt unglückselig immerdar
> Wie sie's seit Tausenden von Jahren war.

Die Welt ist hier die Menschheit und ihr Leben, denn ohne die Menschen wäre die Schöpfung ein Theater ohne Zuschauer. Wenn der hl. Evangelist Johannes sagt: „Er (Christus) kam in die Welt, aber die Welt hat ihn nicht erkannt," so meint er damit nur die Menschen. Auch die hl. Schrift spricht an vielen Stellen vom Elend des Menschen, welch hartes Joch auf den Kindern Adams liege und daß es besser wäre, wenn der Mensch nicht geboren wäre. Und die Erde gilt beim Christenvolk allgemein als das Tal der Leiden und der Zähren. —

So sprechen die denkenden Geister aller Zeiten sich über die Menschheit und ihr Dasein aus, und wer das Menschenleben kennt und hineinschaut in die Paläste der Reichen und in die Hütten der Armen, wird Krankheiten, Leidenschaften, leibliche und geistige Bedrängnisse und Klagen allüberall finden, aber nirgends beständig das Glück.

Ich könnte euch noch stundenlang mit Aussprüchen und Tatsachen aufwarten, welche bestätigen, daß das Glück überall eher wohnt als bei den Menschen. Aber ich kann nicht so lange unter Wasser bleiben und habe mit euch noch manches zu besprechen, namentlich über das große Unglück, von dem die Menschen gerade in dieser Zeit heimgesucht sind. —

Die Fische hatten bei meinen Worten so aufgehorcht, als ob der hl. Antonius, der bekanntlich am Adriatischen Meere den Fischen predigte, ihnen Dinge verkündigte, die ihnen völlig neu waren.

Ein alter Katzenhai, der vorzugsweise in der Tiefe, auf dem Meeresgrund, lebt, schnappte nun heraus mit der Frage: „Sage mir einmal, was denn auf Erden vorgeht und ob die Menschen närrisch geworden sind, daß sie sich und alle Hab und all ihr Gut ins Meer werfen. Man ist Tag für Tag auf dem Grund des Meeres nicht mehr sicher vor herabkommenden und sinkenden Schiffen. Und mit ihnen kommen tote Menschen und unermeßliche Werte an Gütern aller Art auf den Meeresgrund und sind verloren für immer."

„Wir Fische und andern Meerestiere finden da Nahrungsmittel von allen Sorten und Qualitäten. Ehedem mußten wir uns selber angreifen und verzehren, weil selten ein Schiff, vom Sturm überwältigt, in die Tiefe kam. Aber jetzt weiß man nicht, wohin man sich wenden soll bei dem Überfluß, der herabkommt. Ich bin ein Katzenhai und mein Herz schlägt so kalt wie mein Blut. Aber trotzdem jetzt viele Leckerbissen für uns auf den Meeresgrund kommen und in den Schiffsräumen lagern, so erfaßt mich doch oft ein Jammer um die vielen bleichen, toten Menschen und um die ernsten, wetterharten Seeleute, die tot auf dem Grunde liegen."

„Zum Glück haben wir immer ‚Leuchthaie' in der Tiefe und können bei ihrem Licht alles besehen und beschnuppern. Wir sehen da die merkwürdigsten Dinge, die uns zeigen, welch geschickte Leute über den Wassern wohnen und wie viele Dinge sie sich schaffen, deren Wert und Gebrauch uns fremd sind. Doch verrückt müssen sie zur Zeit sein, daß sie alles in die Tiefe werfen, wo es unrettbar verloren ist."

Alsbald antwortete ich ihm: Das alles, worüber du staunst, kommt von dem schrecklichen Kriege her, der seit Jahr und Tag unter den Menschen tobt. Und man möchte mit dir

versucht sein, zu glauben, die Menschheit habe den Verstand verloren, daß sie so gegen sich wütet und weder Leben noch Gut schont, um sich gegenseitig zu schädigen. Man möchte es um so mehr glauben, als die Menschen in ihren Redensarten und Schulen strotzen von Humanität und Bildung, von Kulturfortschritt im Wahren, Schönen und Guten und nun so barbarisch gegeneinander verfahren. Doch schon ein berühmter Franzose (Voltaire) hat im 18. Jahrhundert den Ausspruch getan: „Mir scheint die Erde das Narrenhaus des Weltalls zu sein."

Ein Seedrache, dessen Heimat auch die Tiefsee ist und dem man nicht viel zutrauen kann in Bezug auf die Vorgänge in der Oberwelt, fragte nun, ehe ich dem Katzenhai alles gesagt hatte: „Was ist denn ein Krieg?"

Und nun sind wir an dem Hauptpunkt angekommen, bei dessen Betrachtung der Katzenhai und der Seedrache ihre Fragen ausführlich beantwortet bekommen.

3.

Ihr Fische beneidet, wie wir vorhin gehört, uns Menschen. Ich habe das schon widerlegt und füge noch hinzu, daß ihr in mancher Hinsicht viel besser daran seid als wir. Ihr seid kerngesund, und wenn man einen Menschen loben will ob seines Wohlseins, sagt man: „Ihm ist so wohl wie dem Fisch im Wasser oder er ist so gesund wie ein Fisch." Über den Menschen aber liegt ein Heer von Übeln und Krankheiten aller Art. Ihr habt ferner keine Sorge um Nahrung, Kleidung und Wohnung, habt immer zu essen, ob es Sommer ist oder Winter, und es friert euch nicht einmal im Eismeer.

Ihr habt, und das ist besonders wertvoll, nur ein einziges großes Vaterland, das Meer, in dem ihr euch vermöge eurer absoluten Freizügigkeit ohne Paß und Heimatschein niederlassen könnt, wo ihr wollt. Die Menschen haben viele Vaterländer, die sie trennen und oft verfeinden, obwohl es der Wille des Schöpfers gewesen wäre, daß alle nur e i n Vaterland auf Erden hätten, wie ihr das Meer.

Wie die hl. Geschichte uns erzählt, sollten die Menschen auch nur e i n e n Herrn haben, den Herrgott, der sie geschaffen und ins Paradies gesetzt. Aber sie schüttelten diese gütige Herr-

schaft ab und kamen dafür unter die Herrschaft von tatkräftigen und herrschsüchtigen Menschen, die sie in Kriegen aneinander hetzten und auf Leben und Tod kämpfen ließen, um ihre Herrschaft zu vergrößern und andere Völker zu unterjochen. Der erste, der es tat, war Nimrod, von dem die hl. Schrift sagt: „Er fing an zu sein ein Gewaltiger auf Erden." Und seitdem haben die Könige und Fürsten der Völker unendlich viele Kriege geführt und ungezählte Millionen von Menschen geopfert und Länder und Städte verwüstet.

Ich müßte ein Jahr unter Wasser und bei euch bleiben, wenn ich euch die Kriege, welche schon auf Erden geführt wurden, erzählen wollte — von den Eroberungskriegen bis zu den Freiheits=, Revolutions=, Bürger= und Religionskriegen, welche auf dem Festland und gar oft auch auf dem Meere wüteten.

Der Mensch kämpft eben verschiedene Kämpfe: einen in sich selbst, in seinem Herzen zwischen Gut und Bös, und die andern in der Welt draußen, im Kleinen in Streit, Haß und Zank und im Großen in den Kriegen von Volk zu Volk. Aber die letzteren entspringen meistens dem bösen Herzen einzelner oder vieler, entspringen der Habgier, dem Neid, dem Haß, der Herrschsucht, der Lüge, die alle aus dem Herzen kommen.

Bei euch Fischen ist auch der beständige Kampf ums Dasein, in welchem die großen die kleinen und die kleinen die kleinsten auffressen müssen, um leben zu können. So will es die Einrichtung der Natur. Aber das kommt sicher bei euch nicht vor, daß tausend Haifische gegen tausend andere Haifische auf Kommando je eines Riesenhais einander anfallen und auf Leben und Tod bekämpfen.

Darum ist der Krieg unter den Menschen die schrecklichste Frucht des Urteilsspruches Gottes: „Verflucht sei die Erde um deinetwillen." Deshalb sagte schon der im vorigen Jahrhundert gestorbene englische Rechtslehrer Bentham: „Krieg ist Unheil im größten Maßstab."

Und in der Volksseele aller Länder ist nichts so tief vererbt als die Furcht vor einem Kriege. Und im „Allgemeinen Gebet" der Christenheit, das allsonntäglich von den Kanzeln herab gelesen wird, heißt es in erster Linie: „Wende ab, gütigster Vater: Krieg, Teuerung, Hungersnot, Krankheiten und betrübte armselige Zeiten." Der Krieg steht an erster Stelle, weil er die andern Übel in der Regel im Gefolge hat.

Selbst der große Preußenkönig und Feldherr Friedrich II. von Preußen, der mehr als einen nicht einwandfreien Krieg geführt hat, schrieb später: „Ich bin versichert, wenn die Monarchen ein wahres und getreues Bild des Elends sehen würden, in welches eine einzige Kriegserklärung die Völker stürzt, nimmermehr könnten sie dagegen gleichgültig sein."

Von all dem Kriegselend, das seit Jahrtausenden auf der Menschheit liegt wie ein Fluch, seid ihr Fische verschont. Ihr habt aber auch keine eroberungssüchtigen Könige. Im Meer gibt es nur den „Heringskönig", und der hat nur ein goldenes königliches Gewand, aber nichts zu befehlen, nicht einmal bei den Heringen, und muß den größeren Fischen ängstlich aus dem Wege gehen, sonst wird er verspeist. —

Der Krieg, der jetzt tobt auf der Erde, ist nicht ein gewöhnlicher Krieg, kein Krieg, wie viele schon gewesen sind. Er ist ein Weltkrieg und ein Weltbrand, wie ihn die alten Sagen der Deutschen vorhersagen, ehe die Welt untergeht:

Kriegszeit und Mordzeit,
Schildespalten,
Windzeit und Wolfszeit,
Ehe die Welt fällt.

Über 30 Millionen streitbare Männer sind in Europa unter den Waffen, und wie furchtbar sind die Waffen dieses Krieges! Mordmaschinen und Mordwerkzeuge, wie sie noch kein Krieg gesehen: Maschinengewehre, welche Kugeln ausstreuen wie eine Gießkanne die Wassertropfen, Minen, welche den Feind in die Luft sprengen oder furchtbare Geschosse werfen, Bomben mit giftigen Gasen, Handgranaten und Riesengeschütze und Riesengeschosse, welche weithin Tod und Verderben tragen. Auch aus der Luft kommen tödliche Geschosse und unter dem Meere wird den Schiffen ähnlich der Garaus gemacht.

Und aus allen Weltteilen kämpfen Völker in Europa: Aus Asien die wilden und halbwilden Völker Englands und Rußlands, aus Afrika Neger in allen Farben der schwarzen Rasse, aus Amerika und aus Australien und Neuseeland englische Hilfstruppen aller Art. Dazu Soldaten aus den meisten Ländern Europas, vom Schottländer bis zum Montenegriner und vom Sizilianer an der Südspitze Italiens bis zu den Bewohnern an den Ufern des Eismeers. Selbst die schlitz-

äugigen Japaner, denen ein preußischer Offizier (General Meckel) die Kriegskunst gelehrt, probierten sie in Asien an deutschen Besitzungen.

Ihr Fische kennt ja die Meere, an denen hin alle diese Völker wohnen, und einzelne von euch, wie die Lachsforellen, kommen durch die Flüsse hinauf auch in viele der Länder hinein.

Und der Hauptangriff dieser halbwilden und ganz wilden Horden und der Millionen rechtmäßiger Soldaten aus England, Frankreich, Rußland, gilt Deutschland, das den Hauptdruck des schrecklichen Krieges zu tragen hat. Und während Deutschland im Osten und im Westen gegen Riesenheere kämpft, hilft es noch seinem treuen Verbündeten Österreich-Ungarn, in dessen Lande die Russen schon weit eingedrungen waren. Die Russen wollten nach Wien und die Franzosen nach Berlin. Aber längst ist ihnen der Weg zu weit geworden und gesperrt von einer lebendigen Mauer heldenmütiger Krieger.

Doch der Hauptkrieg gilt, wie gesagt, Deutschland und warum? Es hat sich anno 70 durch Blut und Eisen zu einem einigen Reich zusammengetan von der Ostsee bis zu den Alpen, hat eine mächtige Stellung sich errungen im Zentrum Europas, ist auch eine Seemacht geworden und hat seine Schiffe mit den Erzeugnissen seiner Industrie über alle Meere in alle Länder der Erde gesandt.

England hat aber noch nie in seiner Nähe auf die Dauer eine starke Macht geduldet weder zu Wasser noch zu Land. Ich erinnere in erster Hinsicht an Holland, das im 17. Jahrhundert eine bedeutende Seemacht war und in überseeischen Ländern seine Stärke zeigte. England führte nun zuerst allein, dann, weil die Holländer die englischen Flotten besiegten, im Bunde mit Frankreich jahrzehntelang Krieg, um die holländische Seemacht zu brechen, was schließlich auch gelang.

Mit Vorliebe sucht es auch andere Nationen des Festlands ins Feuer zu schicken, um ihm die heißen Kastanien herauszuholen. Als Napoleon I. im Begriff war, in England, das er genau durchschaute, eine Armee zu landen, verstanden es die Engländer, eine Vereinigung von Rußland, Österreich und Preußen gegen ihn loszulassen, die den drei Mächten sehr schlecht bekam und deren Niederlagen nur die Folge der englischen „Hetze" waren, wie Napoleon am Ende seines Lebens auf der Insel Helena noch die Sache taufte.

Im Krimkriege (1853—56) wußten sie den eitlen Napoleon III. zu gewinnen, für sie mit französischem Blut die Hauptarbeit zu tun und die meisten Verluste zu tragen. Mit den Russen hatten sie angebunden, weil sie fürchteten, diese könnten Konstantinopel holen wollen. Konstantinopel und Antwerpen (merkt's euch, ihr Deutschen!) sind empfindliche Orte für die Engländer, wie der englische Politiker und Minister Disraeli es selbst einmal geäußert hat.

Englands erster Minister in der Zeit des Krimkriegs, Palmerston, ein Zeitgenosse und Gegner Disraelis, war schon in den Jahrzehnten vorher bekannt als Lord Feuerbrand, weil er alle Unruhen auf dem Festland schürte oder begünstigte.

So bluten auch in dem jetzigen Krieg die Völker Frankreichs und Rußlands und ihrer Verbündeten lediglich für England, das sie durch seinen Reiseonkel, den edlen König Eduard VII., einseifen ließ, man müßte über Deutschland herfallen wegen seines „Militarismus". Unsereiner ist auch kein Freund des Militarismus, weil ich die Meinung habe, die Menschen sollten im Zeitalter der Hochkultur und des Fortschritts einander nicht mehr waffenstarrend und voll Haß und Neid gegenüberstehen, sondern in friedlichem Wettbewerb das Wohl aller Völker fördern. Aber für die Engländer ist der deutsche Militarismus nur eine Maske, hinter der sich die Furcht vor dem deutschen „Marinismus", vor unserer Flottenmacht, verbirgt. Seitdem Deutschland auf allen Meeren seine Flagge zeigt und sein Handel überall hinkommt, wurden die englischen Geldsäcke unruhig, und der Haß und Neid wuchs.

Frankreich wurde geködert zum Kastanienholen durch seine Rachegelüste, die es seit 1871 trägt, wo wir ihm nicht den Gefallen taten, von ihm besiegt zu werden, und wo wir unser altes Eigentum wieder holten, Elsaß-Lothringen, das uns die Welschen zwei Jahrhunderte zuvor mit Gewalt und Verrat genommen hatten.

Rußland, das seit der Einigung Deutschlands verschnupft war, weil es nicht mehr die erste Violine auf dem europäischen Festland spielen konnte, machte gleich nach 1870 ein Bündnis mit den geschlagenen Franzosen und sagte ihnen seine Hilfe zu. Schon damals meinten kluge Leute in Deutschland, man sollte auch alsbald den Russen, die bei dem heutigen Krieg nicht bloß den Franzosen helfen wollten, sondern auch Galizien und

Konstantinopel zu gewinnen hofften, den Meister zeigen wie den Franzosen.

Aber wir Deutsche sind die gutmütigsten Leute von der Welt. Wenn uns einer nicht extra, wie man im Schwarzwald sagt, mit der Mistgabel stupft, bleiben wir ruhig, und wenn wir einem seine Tracht wohlverdienter Prügel gegeben haben, sind wir gleich wieder gut mit ihm.

Wir haben seit 1870 mit allen Völkern und Staaten in und außerhalb Europas im Frieden leben wollen, sind allen entgegengekommen, wenn sie einen Wunsch hatten und haben ihnen alle unsere Einrichtungen: wissenschaftliche Institute, Hochschulen, Militäranstalten zum Lernen und Studium geöffnet und besonders den Franzosen, Engländern, Russen und Amerikanern schön getan, oft schöner, als es sich mit der Würde einer starken Nation vertrug.

Zum Dank sind alle über uns hergefallen, und als der Krieg losging, hatten wir nirgends Freunde. Überall glaubte man den Lügen der Engländer und ihrer Verbündeten mehr als uns, trotzdem der Deutsche Kaiser hoch und teuer und in feierlichster Weise versicherte, daß er den Krieg nicht gewollt und alles getan habe, um ihn in letzter Stunde zu verhindern. Aber das Spiel war zwischen unsern Gegnern seit Jahren abgekartet, und sie vollzogen, was sie längst beschlossen. —

Wir Deutsche gleichen, wenn wir ein Bild aus der Fischwelt nehmen wollen, dem Delphin, wie ihn die alten, heidnischen Griechen schilderten. Er war wegen seiner Gutmütigkeit, Liebenswürdigkeit und Dienstgefälligkeit der Liebling des Meergottes Poseidon (Neptun) und aller Seegöttinnen und Seeprinzessinnen, mit denen die griechische Sage so reizvoll das Meer bevölkerte. Der Delphin trug die Meereshoheiten durch die Wellen als Seepferd; er vermittelte ihre Zusammenkünfte als „Liebesbote". Er galt als Liebhaber von Musik und Gesang, verließ, wenn ein Hirte am Ufer des Meeres seine Flöte blies, das Wasser, legte sich neben seine Herde und hörte zu. Er zeigte überhaupt große Anhänglichkeit an die Menschen.

Als der berühmte griechische Zitherspieler, Sänger und Dichter Arion, auf der in unsern Kriegstagen öfters genannten griechischen Insel Lesbos um 630 vor Christus geboren, von einer Konzertreise nach Italien und Sizilien zu Schiff nach Griechenland heimkehren wollte, hatte er viel durch seinen

Gesang verdientes Geld bei sich. Deshalb wollte ihn der Schiffer ermorden und ließ ihm nur die Wahl, entweder von seiner (des Schiffers) Hand zu sterben oder sich ins Meer zu stürzen.

Arion wählte das letztere, sang noch zu seiner Zither ein Lied, das ein Delphin vom Wasser aus hörte — und sprang ins Meer. Aber der Fisch nahm ihn auf seinen Rücken und trug ihn an die griechische Küste. —

Der Delphin hat auch noch die Eigenschaft, daß er im Tode ächzt und stöhnt und Tränen vergießt, wie ein gequälter Mensch.

So liebenswürdig und gemütlich er ist, um so wilder gebärdet er sich aber, wenn er gereizt wird. Dann greift er die größten Fische an und bezwingt sie.

Ob seiner Dienstgefälligkeit und seiner Liebenswürdigkeit wurde er von dem Meeresgott unter die Sterne versetzt, und heute noch trägt ein Sternbild am nördlichen Himmel seinen Namen.

Und nun sage ich: Der Delphin unter den Menschen ist der Deutsche. Er ist gehorsam und dienstgefällig gegen seine Vorgesetzten, er gibt Gott, was Gottes und dem Kaiser, was des Kaisers ist. Er ist gesellig, liebt Gesang und Musik und vergießt Tränen im Überfluß, weil ihn die meisten Leiden heimsuchen von allen Geschöpfen. Wird er aber gereizt, so verfällt er dem „furor teutonicus“, das ist dem „deutschen Ungestüm“, das schon der römische Dichter Lucanus († 65 nach Christus) gekannt und benannt hat, und dann wirft er alles vor sich nieder, das ihm feindlich entgegensteht.

So macht er es in diesem Krieg, in welchem eine ganze Welt von Feinden ihm gegenübersteht und Völker aus allen Teilen der Erde — alle wirft der deutsche Soldat zurück, damit sie nicht in sein Vaterland eindringen und morden, rauben, sengen und brennen können. Und er erwirbt sich durch diesen Riesen- und Heldenkampf Ruhm, der bis zu den Sternen dringt und in der Geschichte fortleben wird durch die Jahrhunderte, solange die Sterne am Firmament wandeln. —

So, ihr lieben Fischleute, jetzt wißt ihr, was Krieg heißt und warum es an den Küsten der Nordsee und im Mittelländischen und Adriatischen Meere so oft aus Kanonen donnert. Ich will euch nun noch sagen, warum so viele Schiffe mit allem Hab und Gut und mit so vielen Menschenleben auf den Meeresgrund kommen.

4.

Die lieben Engländer haben uns nicht bloß ihre guten Freunde, die Russen und die Franzosen und Völker aus allen Weltteilen auf den Hals geschickt, sie wollen auch Deutschland mit allem, was drin als Mensch lebt, aushungern, eine Todesart, welche, so schrecklich sie auch ist, in Europa nur bei den Engländern vorkommt, in deren Hauptstadt alljährlich Hunderte den Hungertod erleiden neben den Geldsäcken der Reichen.

Um auch Deutschland diese englische Todesart zu bereiten, schnitten sie uns alle Zufuhr von Lebensmitteln und aller jener Waren ab, die wir für Industrie und Handel brauchen. Zu Wasser besorgen die schöne Sache ihre Kriegsschiffe, die vor den amerikanischen Häfen liegen und jedes Schiff wegnehmen, das Ladung nach Deutschland hat. Zu Land verhinderte bis vor kurzem die Zufuhr aus den Donauländern das englische Geld. Eine Hauptwaffe Englands in Kriegszeiten war von jeher die Bestechung.

Noch im Krimkrieg, so erzählt der preußische General Prinz Kraft zu Hohenlohe in seinen vor einigen Jahren erschienenen, sehr interessanten Erinnerungen, bestach der englische Botschaftssekretär Loftus in Berlin Abgeordnete und andere höhere Leute, um Preußen auf Englands Seite gegen die Russen mobil zu machen. Der König Friedrich Wilhelm IV. kam aber rechtzeitig dahinter, sonst wäre der Vermittler der englischen Bestechungen, ein Graf P., Minister geworden.

Vor 100 Jahren reiste der Rubel in Deutschland, um Spione zu besolden, die jeden freiheitlichen Gedanken denunzierten. Damals schrieb der Dichter Platen sein famoses Gedicht: „Der Rubel auf Reisen." Heute macht seine Reise diesseits und jenseits des Meeres der englische Sterling in Form von Pfundnoten. Und man kann mit Platen — statt Rubel Sterling gesetzt — vielerorts in Afrika, Amerika und Europa sagen:

Der Sterling klirrt, der Sterling fällt,
Was ist der Mensch? Ein Schuft!
Und wenn die Welt dir nicht gefällt,
So steig in deine Gruft.

Wie viele Pfund mag es gekostet haben, bis Italien die Schmach der Treulosigkeit auf sich lud und bezahlte Hetzer unten, in der Mitte und oben in der Gesellschaft das arme Volk und seine Söhne auf die Schlachtbank führten zu Ehren Englands und Frankreichs?

Der Teufel siegt, der Gott verliert,
Der blanke Sterling reist:
So ward von je die Welt regiert,
So lang die Sonne kreist.

Also wir Deutsche sollten ausgehungert werden durch Abschneiden jeglicher Zufuhr. Kein Wunder, wenn Deutschland nach den Worten des Dichters Geibel:

Und wenn die Not nicht Eisen bricht,
Das Eisen bricht die Not —

seine eisernen Torpedoboote mit den stählernen Sprenggeschossen in die See schickt, so weit es geht, und alle Schiffe, die nach England fahren, um den Engländern Munition oder Lebensmittel und sonstige Bannwaren zu bringen, mit wohlgezielten Schüssen in die Tiefe versenkt.

Milliarden an Werten und Tausende von Menschenleben (auf Kriegs- und Truppentransportschiffen) sinken so in die Tiefe, und es möchte einem das Herz bluten ob der Verwüstungen, die allein nur auf dem Meere vorkommen.

So kommt ihr Fische zu euerm Gefrierfleisch, zu Schinken und Konserven (Eingemachtes) aller Art aus den geborstenen Schiffen, die den deutschen Unterseebooten zum Opfer fallen.

So bedauerlich diese Vorgänge sind, wir Deutsche haben sie nicht auf dem Gewissen, sie geschehen aus Notwehr. Es sind Gegenmaßregeln gegen die Macht, die uns zu Tod hungern will. —

Aber gleichwohl gibt es in Deutschland Leute, die viel auf dem Gewissen haben. Der Mangel an Zufuhr und der große Bedarf für unsere Soldaten im Felde, die man selbstverständlich möglichst gut nähren muß, haben manches verteuert bei uns. Dazu ist noch ein böser Geist in viele Menschen gefahren, der Geist des Profitmachens und des Wuchers. Erst warf er sich auf die Hauptlebensmittel, auf Mehl und Brot.

Beide waren im Verhältnis zu den Fruchtpreisen viel zu teuer und zu schlecht. Vor dem Kriege rechnete man auf einen Doppelzentner Getreide 8—10 Mark, um ebensoviel Mehl zu bekommen. Dabei waren Mahllohn, Profit des Mehlhändlers und freier Transport ins Haus des Bäckers inbegriffen. Im Mai 1915 kostete das Mehl 19 bezw. 18 Mark mehr. Heute noch $13^1/_2$ und 15. Und was hab' ich für Mehl und Brot gesehen im Sommer 1915!

Vergeblich wandte ich mich für die geplagten Bäcker, aus deren Zunft ich stamme und denen man zumutete, aus schlechtem Mehl gutes Brot zu machen, da und dorthin. Nirgends konnte man mir sagen, wo das Geld für das teure und schlechte Mehl hinkäme. Endlich las ich in den Zeitungen, daß in einer großen Stadt am Rhein die Müller monatlich 7—8 Millionen „herausmüllerten" und die Frankfurter Zeitung sprach von „Riesengewinnen" der Großmühlen. Warum diesen Müllern niemand das Handwerk legte, weiß ich nicht. Besser wurde es erst, als im Reichstag schwer geklagt worden war. Doch höre ich, daß zur Stunde noch, trotzdem die Weizenländer an der Donau offen sind, den Bäckern beschlagnahmefreies Auszugsmehl zu 175 Mark pro Doppelzentner offeriert wird. Das ist ein haarsträubender Preis! Es wird nach meiner festen Überzeugung von „unsern" und andern Leuten noch viel Geld auf dem Mehl-, Getreide- und Ölsamenmarkt aus dem Volke herausge—wimmelt, das nicht in den Reichsinvalidenfonds fließt. Ich habe es schwarz auf weiß gesehen. Und wenn ich so viel Schreibfreiheit hätte, wie die Reichstagsabgeordneten, die sich in ihren Bezirken so selten oder gar nicht sehen lassen in dieser schweren Zeit, Redefreiheit, würde ich viel mehr sagen und fragen. Ich würde namentlich auch fragen, warum man Gesellschaften mit beschränkter Haftbarkeit, die doch gegründet werden, nicht um zu verlieren, sondern um zu gewinnen, so große Macht über Mehl, Getreide, Ölsamen usw. eingeräumt hat.

Indes hat aber der Wuchergeist fast auf alle Verkäufer sich erstreckt vom Millionengewinner bis zum Marktweib und auf alle Gegenstände des täglichen Lebens übergegriffen; selbst Tinte und Papier wurden teurer. So zahlte ich im August für 15 Mark Papier 3 Mark 60 Pfennig Kriegsteuerungszuschlag! Abgeschlagen haben eigentlich nur die Banken mit dem Zinsfuß, den sie ihren Einlegern zahlen. Warum, weiß ich

nicht. Auf dem Geldmarkt gibts am meisten Geheimnisse in solcher Zeit.

Während unsere Soldaten den äußeren Feind bekämpfen, ist ein innerer über uns hergefallen.

Der Bundesrat sah sich veranlaßt, für viele Lebensmittel Höchstpreise anzusetzen, was die Schattenseite hat, daß niemand unter dem Höchstpreis verkaufen will. Vor sechzig und mehr Jahren, in meiner Knabenzeit, wurde amtlich jeden Monat durch die Schelle in den Straßen bekannt gemacht: Das Brot und das Fleisch kosten diesen Monat so und so viel per Pfund und damit basta; wer's nicht so hergibt, dem wird die Bude geschlossen.

Daß die Reichsregierung die Kriegsgewinne hoch besteuern will, ist nur zu loben, aber sie nimmt viel zu wenig, wenn sie mit 50 Prozent zufrieden ist. Auch der Antrag der Reichsboten, unlautere Gewinne zu konfiszieren, geht mir nicht weit genug. Wer durch wucherische Preise und unlautere Manöver reich geworden ist, dem gehören die Hunderttausende und Millionen nicht bloß genommen, sondern die betreffenden Ehrenmänner sollten auch noch in Ketten gelegt werden.

Man könnte auf diese Art mindestens ein Drittel der 40 Milliarden, die das deutsche Volk bis heute für den Krieg aufgebracht hat, wieder holen.

Merkwürdig ist, daß schon Marktweiber, die statt 18 Pfennig für ein Ei 19 Pfennig verlangt, gestraft wurden; aber noch nie ein großer Vogel gefangen worden ist. Aber ein altes Huhn ist auch leichter zu fangen als ein Tiger, dem man oft beim besten Willen nicht auf die Spur kommt.

Und dazu gehört dieser Tiger einer Gesellschaft an, die eine internationale Macht ist und in allen Ländern großes Ansehen genießt. Ihrer Macht ist keine Regierung gewachsen und wenn sie noch so ehrlich den Kampf mit ihr aufnehmen wollte. Diese Macht hat Riesenarme, mit denen sie hoch hinauf und tief hinunter, weithin rechts und links und über Meere und Länder langen kann. Sie heißt Großkapitalismus.

Neulich tröstete uns im Reichstag ein Regierungsvertreter damit, daß in andern Ländern auch Teuerung herrsche, wie bei uns, teilweise in noch höherem Maße. Das ist selbstverständlich, weil das Großkapital in Zeiten wie die heutigen über-

all an der Arbeit ist und seine Hochsaison, seine „Kirchweih" hat, wie der Schwarzwälder Bauer sagt.

Und nicht der Bauer und nicht der Kleinkaufmann und Kleinhändler ist im letzten Grunde schuld an dem Wuchergeist, der durchs Reich und durch Europa, ja durch die ganze Welt geht, sondern der Großhandel, das Großkapital. Und der Kleinhändler, der auf dem Lande, wie es im Kinzigtal geschah, den Bürinnen, die 12 und 13 Pfennig für ein Ei forderten, 15 Pfennig gab, ist nur ein Agent des Großhandels gewesen, der dann für seine „Kisteneier" 13 Pfennig verlangt. Und der Händler, welcher kürzlich auf dem Markt in Haslach den Bauern für Nüsse pro 50 Kilogramm 45 Mark bezahlte (statt 18—20 Mark früher) und erklärte, er kaufe im Auftrag der Heeresverwaltung, war von dieser sicher nicht geschickt. Sie wird weder den Soldaten noch den Offizieren Nüsse zum Dessert auftischen. Aber das Nußöl soll in die Höhe, was auch eingetroffen ist. Diese Agenten, welche den Bauern mehr geben, als sie je zu bekommen ahnten, haben den Wuchergeist auch in die Landbevölkerung getragen. Wenn nicht der Arbeiter- und Handwerkerstand, die mittlere und untere Beamtenwelt und die pensionierten badischen katholischen Pfarrer darunter litten, könnte man den Bauern diese goldne Zeit gönnen. Wenn sie Geld haben, kommts vielen zugute.

Hat der Bauer Geld,
So hat's die ganze Welt —

sagt ein altes Sprichwort. Doch der Hauptwucherer und Geschäftemacher — vom Geldmarkt bis zum Kartoffelmarkt — ist und bleibt der Großkapitalismus. Ein gewiß unverdächtiger Zeuge, der hervorragende israelitische Schriftsteller Max Nordau, schrieb schon vor Jahren: „Wir können keinen Bissen Brot essen, unser Haupt unter keinem Obdach ausruhen lassen, keinen Sparpfennig in einem Wertpapier anlegen, ohne dem Getreide-, Grund-, Häuser- und Börsenspekulanten seine Brandschatzung zu zahlen." Und weiter: „Wirtschaftliche Krisen (und solche sind Kriegszeiten im größten Maße) sind die großen Erntefeste der Spekulation, die Gelegenheit zur Massenabschlachtung der ganzen erwerbenden und sparenden Menge eines Volkes oder Weltteils."

Und wenn wir auf den letzten Grund dieses schrecklichen

Krieges gehen, so ist der Großkapitalismus in England der eigentliche Vater des jetzigen Weltkriegs, den seine Mitraubritter vorab in Amerika und in allen kriegführenden Ländern ausnützen, ohne daß sie, wie die Raubritter des Mittelalters, gehängt werden, selbst nicht, wie Nordau sagt, wenn sie an ihrer Beutelschneiderei ertappt werden.

Die Regierungen tun, was sie können, um dem Wucher und der Profitmacherei zu steuern, aber das Übel ganz auszurotten, ist unmöglich. Die Herkulesarbeit ist zu groß. Eine Radikalkur ist nicht leicht. Auch nicht durch eine Revolution, die noch schlimmere Zustände schaffen würde. Die Pariser Schreckensherrschaft (Kommune) anno 1871 hat es gezeigt. Der Großkapitalismus wußte auch sie zu bändigen. Die römischen Kaiser Tiberius u. a. verfuhren etwas praktischer. Wer von den vielen Millionären in Rom, die ihr Geld aus dem Volk in den Provinzen als Beamte oder Steuerpächter erpreßt, beim Tode nicht den größten Teil dem Kaiser hinterließ, dessen Vermögen wurde ganz eingezogen. Andern wurde im Bedarfsfall Leben und Vermögen konfisziert. Übrigens waren die Geldmenschen jener Zeit die reinsten Bettelbuben gegen die heutigen Milliardäre. —

Während ich so gesprochen, merkte ich, daß der Riesenhai unruhig wurde und mit den Flossen arbeitete. Als ich eine Pause gemacht, nahm er das Wort: „Ich habe geglaubt, du würdest mich trotz meines kalten Blutes in Aufregung bringen. Als du nämlich von den Wucherern und Spekulanten sprachst, glaubte ich, weil du Menschen gerne mit Fischen vergleichst, du würdest uns Haie mit jenen Beutelschneidern vergleichen. Das wäre dir hier mitten unter uns schlecht bekommen. Wir haben, es ist wahr, einen guten Appetit und essen nach Lust. Aber ganze Fischvölker schlachten wir nicht ab, wie jene goldhungrigen Menschen."

„Im Meere gibt es überhaupt keine Hungrigen und auch keine Wucherer. Da ist Nahrung in Hülle und Fülle für jedes lebende Wesen. Drum ist das Meer das schönste Vaterland, wir haben Freiheit und Brot im Überfluß. Aber euern tapfern Unterseeboots-Leuten, die Vergeltungsrecht üben und dabei uns Extragenüsse verschaffen, die wir sonst mühsam holen müssen, indem wir den Schiffen tagelang nachschwimmen, bringe ich ein dreifaches Hurra." Alle stimmten ein.

Nun ergriff ein alter Lachs das Wort: „Sag mir einmal, warum der Krieg, den du uns da beschrieben, so lange dauert? Schon im zweiten Jahre, wenn ich zur Laichzeit den Rhein hinaufschwimme im Spätherbst, sehe ich nichts als Soldaten, höre am Oberrhein schießen, daß das Wasser zittert, und erblicke an den Ufern hin viele Frauen in Trauerkleidern. Da muß viel Tod und Leid in allen Landen sein, wenn ein so großer Krieg so lange anhält."

5.

Daß der Krieg so langsam vorwärts geht trotz der Tapferkeit unserer Soldaten, daran sind weder die Soldaten noch die Führer schuld. Es ist den alten Generälen, die als junge Offiziere den Krieg von 1870 mitgemacht, leid genug, daß sie nicht mit ihren Truppen im offenen Felde vorstürmen können, wie damals. Dann wäre der Krieg schon lange zu Ende und unser Landsturm hätte nie ausrücken müssen zur Verteidigung des Vaterlandes. Die andern wären allein fertig geworden.

Wer ist aber schuld an der Verlängerung? Antwort: Unsere Zeit der Erfindungen auf allen Gebieten, in welcher des Menschen Geist Gutes erfindet und Böses. Er erfindet nicht bloß Sä- und Mähmaschinen für den friedlichen Landmann, sondern auch Mähmaschinen für den grausamen Tod. Und da seit vierzig Jahren die Nationen einander mißtrauisch gegenüberstanden und für den Krieg rüsteten, so hat sich der Erfindungsgeist auch auf die Kriegswerkzeuge geworfen. Die Gewehre wurden „verbessert", richtiger verbösert, sie schießen ihre todbringenden Geschosse viel schneller ab als früher; Maschinengewehre wurden erfunden, die das einfache Gewehr an Massenleistung überflügeln, und so noch manche andere Dinge, um auf alle Art den Kriegern den Tod zu bringen. Hat nun eine Armee ein solches Instrument, so will und muß es die Armee der andern Nation auch haben und womöglich noch in „verbessertem", d. h. wirksamerem Format.

So ist es gekommen, daß die Soldaten in Gräben hinter Drahtverhauen Schutz suchen müssen gegen die Mordmaschinen des menschlichen Erfindungsgeistes, und wenn sie je einmal zum Sturm vorgehen, müssen sich die ersten Kolonnen opfern.

Sie sind den Mordmaschinen verfallen. Drum läßt die deutsche Heeresführung in der Regel den Feind anstürmen, um das Blut ihrer Soldaten zu schonen.

In den Gräben wachen bei Regen und Sturm, bei Eis und Schnee, bei Tag und Nacht und warten, bis der Feind anstürmt oder bis die Granaten des Feindes einschlagen oder die Minenwerfer ihre furchtbaren Explosionen und Verwüstungen anrichten, durchnäßt auf Stroh in einer Erdhöhle einige Stunden schlafen und dann wieder wachen und horchen, nach zwölf Tagen abgelöst werden, um nachts auf Stroh auszuruhen, oder oft auch nächtlicherweile Arbeiten hinter der Front zu verrichten, am Tag zu exerzieren und dann wieder in den Graben zurückkehren, um aufs neue zu wachen, Stürme abzuschlagen oder selbst anzugreifen, den Handgranaten ausgesetzt sein oder giftige Gase einatmen, ewig den Donner der Geschütze hören, grauenhafte Verwundungen, immer und immer wieder Kameraden sterben sehen, und so ständig Nervenerschütterungen ausgesetzt sein — und das alles nicht bloß wochenlang, nein, monatelang und noch länger, ohne aus den Kleidern zu kommen — das ist nicht mehr Heldentum, das ist mehr, das ist Martyrium. Bei den verheirateten Landwehr- und Landsturmleuten kommen noch zu den Strapazen des Feldzugs die Leiden aus der Heimat: Dem einen stirbt das Weib oder ein liebes Kind oder das Haus verbrennt ihm oder harte Gläubiger bedrängen seine Habe.

In Wahrheit, unsere Soldaten sind Helden und Märtyrer zugleich, weil sie nicht bloß wachen und kämpfen, sondern leiden und dulden und dem Tod in allen Arten ausgesetzt sind, ohne zu klagen über den harten Dienst fürs Vaterland, für Haus und Herd des deutschen Volkes.

Ich habe schon viele Soldaten gesprochen, die in den Schützengräben gelegen sind. Sie haben nie geklagt über den harten und lebensgefährlichen Dienst. Helleuchtenden Auges sagen sie alle, vom Urlauber bis zum Schwerverwundeten: „Die Franzosen und Engländer kommen und dürfen nicht durch und die Russen ebensowenig.“ Wenn sie zu klagen hatten, waren es Klagen über die Behandlung einzelner Vorgesetzten oder über Mangel an Ruhe in der zwölftägigen Alarmstellung. Ganz besonders loben sie aber die Tapferkeit und Kameradschaftlichkeit der aktiven Offiziere.

Der deutsche Soldat ist im Durchschnitt ebenso gutmütig

als gutwillig, und für den Vorgesetzten, der ihn mit Wohlwollen behandelt, geht er durchs Feuer. Möchten jene stets dem Beispiel des obersten Kriegsherrn, des Kaisers, folgen, der die Soldaten seine Kameraden nennt und voll Freundlichkeit mit ihnen verkehrt. Und unsere besten Generäle Hindenburg und Mackensen geben bescheiden den Ruhm ihrer Erfolge ihren tapferen Soldaten.

Ein höherer, kränklicher Offizier, der freiwillig bei Kriegsausbruch wieder zu den Fahnen eilte, schrieb mir einmal, es gefalle ihm auch nicht alles, was um ihn vorgehe, was ihn aber trotz seiner schwachen Gesundheit bewege, auszuhalten, sei das brave Volk der gemeinen Soldaten.

Ein mir befreundeter Kommandeur eines Landwehrbataillons, ein rüstiger Siebziger, äußerte mir, er habe das Eiserne Kreuz I. Klasse und andere Orden erhalten, was ihm zum großen Teil seine braven Soldaten verdient hätten. —

Disziplin, Ordnung muß sein, wo viele Menschen beisammen sind. Aber die Disziplin und der kleinliche Gamaschendienst machen nicht alles aus. Der Geist, der die Soldaten beherrscht, und das Vertrauen auf die Führer macht die Siege. Die Soldaten der französischen Revolution und des ersten Napoleon waren nichts weniger als bis ins kleinste „gedrillt" und standen mit der Disziplin außerhalb der Schlacht auf schlechtem Fuß, und doch haben sie die Russen, Preußen und Österreicher, die unter eiserner Disziplin und unter dem Korporalstock standen, zwanzig Jahre lang besiegt. Und die damaligen französischen Offiziere und Soldaten verachteten die deutschen Rheinbundsregimenter, die neben ihnen dienten, weil die Soldaten schlecht behandelt und geschlagen wurden. —

Was mir an unsern Soldaten auffällt, ist die bleiche Farbe der Verwundeten und Kranken, auch wenn sie schon lange von der Front weg sind. Es ist das meiner Ansicht nach nicht bloß eine Folge der Verwundung und der vorhergehenden Anstrengungen. Es ist das ewige Rauchen, auch der Verwundeten und Kranken, das Biertrinken und das Essen, was kommt. Möglichst reizlose Kost und Temperenz in Alkohol und Rauchen für Kranke und Verwundete könnte viel bessern. —

Es gibt aber nicht bloß Helden und Märtyrer aller Art in der Front und hinter derselben, wo auch eine unermeßliche Arbeit bei Tag und bei Nacht, bei Sturm und Unwetter ge-

leistet wird von unseren Soldaten, es gibt auch Helden und Heldinnen, Märtyrer und Märtyrinnen in der Heimat, die der Soldat hat verlassen müssen, um das bedrohte Vaterland zu schützen. Es sind die Greise, die Frauen, die Jungfrauen, die auf dem Land mit dreifachen Arbeitsleistungen das Feld bestellen und die Lebensnot abwehren — und die in den Städten die Geschäfte aufrechthalten — alle unter steten Sorgen um die Männer, Söhne, Brüder, und dabei keine Stunde sicher sind, daß ihnen eine Todesnachricht zukommt; die aufrecht bleiben müssen, auch wenn die Todeskunde eintrifft; die mit Kummer und Sorgen aufstehen und mit Angst und Bangen sich zur Ruhe begeben; die auf dem Lande in Tränen säen und in Tränen ernten müssen, weil der Mann, der Sohn noch nicht da ist oder in vielen Fällen gar nicht mehr kommt.

Das sind die wundlosen Märtyrer und Märtyrinnen, die Helden und Heldinnen daheim. Ehre und Dank ist auch ihnen das Vaterland schuldig. —

Wir alten Leute in Deutschland, die das Jahr 1870 erlebt, wir meinten, es müßte Schlag auf Schlag gehen in offener Feldschlacht, und unsere Soldaten und ihre Führer gingen am liebsten auch so vor, wenn es möglich wäre. Aber die heutige Kriegskunst ist die Kriegsverlängerungskunst, und die daheim müssen Geduld üben, wie die im Felde es noch in weit höherem und mühsamerem Grade tun. Die Generäle von 1870 und die aus den Befreiungskriegen würden sich im Grabe umkehren, wenn sie wüßten, wie man jetzt Krieg führen muß. Blücher, der Marschall Vorwärts vor hundert Jahren, würde verzweifeln.

Und was würde der große Schlachtenmeister Napoleon I. sagen, wenn er sähe, wie das offene Feld eine einzige Belagerungsstätte ist, wie eine riesige Festung — was würde er sagen, wenn er monatelang hinter der Front auf der gleichen Stelle aushalten müßte, er, der noch auf Helena äußerte: „In der Regel dauert eine Schlacht sechs Stunden" — heute so viele Monate und noch mehr. Es ist nichts Ritterliches mehr im Kriege, nicht mehr Mann gegen Mann in ehrlichem Kampf, sondern meist ein teuflisches Morden und Abschlachten und Verstümmeln in und um die Schützengräben. Mit Recht meinte ein durch eine Handgranate in einem Schützengraben verstümmelter Franzose, den Stumpf seines Arms empor-

haltend, zu dem deutschen Sanitätler, der ihn verband: „Das ist die Kultur des 20. Jahrhunderts!" Und mir schrieb ein Soldat von der Front: „Wer gesehen hat, wie gräßlich dieser Krieg mit den Leibern der Menschen umgeht, der wird dafür sein, daß jeder, der in Zukunft noch einmal von einem neuen Krieg spricht, sofort gehenkt wird."

Der Teufel hätte nichts Schlimmeres erfinden können als diesen Stellungskrieg mit seinen Mordmaschinen. Er kostet durch seine Verlängerung Milliarden auf Milliarden an Geld und viel mehr Soldaten als die früheren Kriege. —

Der Urheber des Krieges, der große Walfisch England, hat schon einige Harpunen (eiserne Haken) in seinem Riesenleib. Er merkt, daß noch mehr kommen und wehrt sich wie ein verwundeter Wal im Meere. Seine Helfershelfer und Handlanger peitscht er zu den größten Anstrengungen und läßt sie geloben, ohne seine Einwilligung keinen Frieden zu schließen. Dazu träumen Engländer, Franzosen und Russen, trotzdem die Deutschen siegreich tief in Belgien, Frankreich und Russisch-Polen stehen, immer noch von ihrem Sieg, von der Zerteilung Deutschlands und der Zertrümmerung Preußens.

Solange sie den Mund noch so voll nehmen, ist an ein Ende des Krieges nicht zu denken.

Auch wurden in den letzten Tagen unsere Gegner noch ermutigt durch Abspringen eines Teiles der sozialdemokratischen Reichstagsfraktion, der kein Geld mehr für den Krieg genehmigen will, während die ganze Partei zu ihrem eigenen Schaden dem Deutschen Reiche, an dem die Gegner immer noch teilen, zumutet, ja keine fremden Landesteile sich anzueignen.

So wird eben die Menschenschlächterei noch fortgehen, bis Europa an Blut und Geld bankerott ist, und der Fluch, den die Urheber und Mitschuldigen an diesem schrecklichsten aller Kriege der Weltgeschichte auf sich laden, wird immer grauenhafter, und den Engländern vor allem kann man die Worte zurufen, die ihr großer Dichter Shakespeare vor mehr als drei Jahrhunderten in seinem Schauspiel „König Heinrich V." seinen englischen Landsleuten zugerufen:

Auf euer Haupt
Wälzt ihr der Witwen und der Waisen Tränen,
Der toten Männer Blut, der Frauen Gram
Um Söhne, Väter und um Anverlobte,
Die dieser grimme Krieg verschlingen wird.

Welches Meer von Blut und Tränen, von Schmerzen und Leiden, Kummer und Sorgen hat dieser Weltkrieg über die arme Menschheit ergossen! Millionenheere haben auch Millionenverluste. Wer zählt die Toten, die ihr Leben ausgehaucht auf dem Schlachtfelde, „im Auge den Feind, im Herzen das Vaterland"; wer die Zahl derjenigen, die der Tod in den Lazaretten erlöst von furchtbaren Qualen und Schmerzen; wer zählt die Verstümmelten, die als Krüppel, als Blinde, als Lahme ihr junges Leben ins Alter tragen müssen; wer zählt die Tränen, die um die Gefallenen geweint, und die Wehklagen, die ihr Tod ausgelöst; wer zählt die Mütter, die Witwen, die ihre Söhne, ihre einzige Stütze des Alters verloren? Wie erfüllt sich bei ihnen das Wort des Propheten Jeremias: „Und Klage ward vernommen, Trauer und Weinen der Mütter, die ihre Kinder beweinen und sich nicht trösten lassen um selbe, weil sie nicht mehr sind!"

Wer zählt die Herzen der Eltern, die immer wieder bluten, länger bluten als die Todeswunde der Gefallenen, bluten, bis ihr Herz zu schlagen aufgehört; wer zählt die Wunden, die der Tod auf dem Schlachtfeld denen daheim geschlagen und die nie vernarben, solange sie leben; wer zählt die Tränen, die immer wieder fließen, bis das Auge bricht für immer; wer zählt die Tränen der Waisen, die den besten Vater verloren und an der Brust der trostlosen Mutter sich ausweinen und ihre Tränen mit denen der Mutter mischen, um den Vater, den sie hienieden nimmer sehen, auch nicht, wenn der Friede gekommen sein wird?

Wie schön sagt unser Schiller in seiner Dichtung „Die Jungfrau von Orleans":

Des Landes tiefe Wunden werden heilen,
Die Dörfer, die verwüsteten, die Städte
Aus ihrem Schutt sich prangender erheben,
Die Felder decken sich mit neuem Grün —
Doch die als Opfer eures Zwists gefallen,
Die Toten stehen nicht mehr auf; die Tränen,
Die eurem Streit geflossen, sind und bleiben
Geweint! Das kommende Geschlecht wird blühen,
Doch das vergangene war des Jammers Raub,
Der Enkel Glück erweckt nicht mehr die Väter.

Und was soll ich sagen von den unschuldigsten der Unschuldigen, von den Bewohnern in Russisch-Polen, in Serbien, Mazedonien und in Frankreich, die man zu Hunderttausenden, Greise, Frauen und Kinder, ins Elend und gar oft in den Tod trieb, während ihre Häuser verbrannt oder zusammengeschossen wurden, um den Deutschen oder ihren Verbündeten keinen Schutz bieten zu können.

Eben da ich dies im Meere schreibe, kurz vor dem Geburtsfeste des Gottes der allgemeinen Menschenliebe, ziehen über die Schwarzwaldbahn unweit meines Hauses seit einigen Tagen Tausende von französischen und elsässischen Heimatlosen, die in Frankreich und Deutschland untergebracht werden, weil ihre Dörfer in das eigentliche Kriegsgebiet fallen. Was muß an Gram und Leid in diesen armen Menschen vor sich gehen, die alles verlassen mußten, Haus und Herd, Hab und Gut und Heimat, und wenn sie wiederkehren, nur noch Schutthaufen finden! Zum Glück haben sie das deutsche „Barbarenland" zu passieren, wo ihnen Mitleid aus aller Augen spricht und Labung ihrer wartet an den Halteplätzen.

Wer beschreibt endlich die Leiden der Zivilgefangenen, die in England, Frankreich und Rußland vielfach entsetzlich gelitten haben, nur weil sie Deutsche waren, aber am Kriege so unschuldig sind wie ein Kind. Und wer die Leiden der wehrlosen gefangenen Soldaten?

In Wahrheit, die neunzehn Monate Weltkrieg haben in der Menschheit mehr Leiden und Schmerzen ausgelöst, als die vergangenen hundert Jahre Freuden! —

Nachdem dies gesprochen, schwamm der Delphin zu mir und sprach, Tränen in seinen glänzenden, schwarzen Augen: „Du hast meinem Fischgeschlecht sehr viel Schönes nachgesagt und uns sogar mit euch deutschen Menschen verglichen. Aber in einem Punkte stimmt das nicht. Ihr seid viel unglücklicher als wir Fische im Meere. Doch sag mir nun noch, warum es bei euch den Unschuldigsten, namentlich in Kriegszeiten, am schlechtesten geht und warum das arme Volk, das arbeitet und betet, am meisten leidet."

Daß es euch Fischen besser geht als uns Menschen, gab ich zur Antwort, hab' ich ja schon oben auseinandergesetzt. Was aber deine Frage betrifft, so haben schon viel gescheitere Leute als ich sich darüber den Kopf zerbrochen. Ich will aber ver-

suchen, dir das Rätsel zu lösen nach meiner unmaßgeblichen Ansicht. Andere Leute mögen darüber anders denken.

6.

Schon bei den alten Heiden ging das Sprichwort um: „Was die Könige (und die Regierungen) sündigen, das müssen die Völker büßen." Das ist gewiß ein Unrecht, und doch geht es so, seitdem es eine Geschichte der Menschheit gibt. Aber noch etwas ist's, das durch die Welt geht, solange wir sie kennen: der Krieg, der Kampf. Wo wir hinschauen in uns selbst, in der Natur und in der menschlichen Gesellschaft — überall Zwiespalt, Widerspruch, Krieg und Kampf. In jedes Menschen Herz kämpfen Gut und Bös miteinander. Läßt doch unser Dichter Goethe so schön in seiner Dichtung „Faust" den Dr. Faust zu seinem Diener sagen: „Zwei Seelen wohnen, ach! in meiner Brust, die eine will sich von der andern trennen." Und auch in der Natur ist ein steter Kampf. Die Elemente kämpfen gegeneinander. Wie peitscht der Sturm das Meer und wie hassen sich Wasser und Feuer! Tiere und Pflanzen und Mineralien zerfallen in gute und böse, in nützliche und schädliche, in heilsame und giftige. Liebe und Haß, Tugend und Laster ziehen beständig durch die Welt. Und in den kleinsten Stoffteilchen wie in den kleinsten Lebewesen zeigt sich Kampf und Widerstreit, Liebe und Haß. Warum? Weil zwei Urkräfte, eine gute (Gott) und eine böse (Teufel) miteinander im Streit liegen und dieser Streit sich auf alles Geschaffene ausdehnt. Deshalb sehnt sich, wie der Apostel schreibt, alle Kreatur nach Erlösung.

Dies ist der Glaube nicht bloß des Christentums, sondern aller Religionen der Welt. Hören wir eine uralte Religion, die der Perser. Hier heißt es: „Der gute Gott Ormudz sprach zum bösen Wesen Ahriman: ‚O Ahriman hilf der Welt, die ich erschaffen habe, ehre sie, und dein Geschaffenes soll auch unsterblich sein, nicht altern, noch Mangel leiden.' Aber Ahriman, von Stolz und Neid verblendet, antwortete: ‚Ich entsage jeder Verbindung mit dir. Nie will ich im Einklang mit dir wirken, dein Volk nicht achten, vielmehr es plagen, solange die Jahrhunderte dauern.'" Und der große englische

Dichter Milton legt in seiner Dichtung: „Das verlorene Paradies" dem Satan die Worte in den Mund:

Unser Werk wird nie sein, Gutes tun;
Nein, Übles stets als einziges Ergötzen.

Hat nicht auch unser größter Dichter, Goethe, in seinem Trauerspiel „Faust" in so berühmter Art den Geist des Bösen, sein Wirken und Treiben, den Kampf zwischen Teufel und Menschenseele dargestellt?

Und in wie wundervollen Versen hat einer der neuesten Dichter, Friedrich Mistral († 1914), in seiner herrlichen Dichtung „Nerto" den gleichen Gegenstand, wenn auch mit anderem Ausgang, behandelt!

Heute gehört es zum guten Ton, nicht mehr an den Teufel zu glauben, und in solchen Zeiten macht er die besten Geschäfte. Sagt nicht Goethe so trefflich in seinem „Faust":

Den Teufel spürt das Völkchen nie,
Und wenn er sie beim Kragen hätte.

Und wie schön schreibt, teilweise ähnlich wie Goethe, Mistral in seiner eben erwähnten Dichtung:

Ich weiß, vom Teufel jetzt noch hören
Kommt jedermann befremdlich vor,
Und doch, wie manchen Teufelsleugner
Hält Satan selbst ganz sacht am Ohr.
Ja, wie in manchen Zweiflers Kragen
Hat er die Krallen längst geschlagen!
Die klugen Leute merken's nicht,
Und wenn man warnend von ihm spricht,
So erntet man, statt Dank und Lohn,
Entrüstung, Mitleid oder Hohn.

In ihrem heißen Kessel, meint ihr,
Hab unsrer Tage Wissenschaft
Den Bodensatz des Mittelalters
Längst ausgesaugt mit großer Kraft;
Ihr sagt, daß sie, mit ihrer Leuchte
In alle Höhlen zündend, hell
Des Teufels Nichtigkeit beweise . . .
Ich bitt euch, urteilt nicht so schnell!

Im Baum des Wissens, wohl verborgen,
Geduldig lauernd, sitzt voll List
Er, der seit unermeßnen Zeiten
Ein Ausbund von Gelehrtheit ist. —

Man wird heutzutage, wie Mistral mit Recht sagt, ausgelacht, verhöhnt und dazu noch für dumm und ungebildet gehalten, wenn man an den Teufel glaubt. Und doch lebt sein Name seit Jahrtausenden neben dem Namen Gottes in den verschiedensten Wendungen und Redeweisen im Munde aller Menschen. Und in unserer Zeit, in welcher Kultur und Bildung so gewaltigen Mißerfolg aufweisen, ist es sicher keine Schande mehr, ungebildet zu sein. Und in einem Kriege, in welchem der Teufel so ungeheure Beweise seiner übermenschlichen Bosheit gibt, kann es nicht dumm sein, an seine Existenz zu glauben.

In Wahrheit, brauchen wir in diesem Krieg noch Beweise, daß es einen Teufel gibt, dessen Macht hienieden ein ebenso großes Geheimnis als sie eine furchtbare Tatsache ist? Nennt nicht unser Dichter Klopstock den Krieg eine „Ausgeburt der Hölle", und meinte nicht selbst der große Heerführer Moltke, Kriege kämen von höheren, außerweltlichen Gewalten?

Sind das menschliche oder teuflische Taten, wenn wir sehen und hören, wie unsere Gegner wehrlose, verwundete Soldaten martern, morden, verstümmeln, verbrennen? Sind das nicht teuflische Taten, wenn verwundete Soldaten als lebendiger Wall vor die Schützengräben gelegt werden? Ist das nicht teuflisch, wenn die Russen Scharen von Frauen und Kindern im Kampfe vor sich hertreiben, um sie den deutschen Kugeln, die ihnen gelten, auszusetzen? Ist das nicht teuflisch, wenn die Franzosen und Engländer einen Waffenstillstand zur Beerdigung der Toten und zur Bergung der Verwundeten verweigern? Ist das nicht teuflisch, wenn eine französische Bestie in Frauengestalt wehrlose deutsche Soldaten mordet und vom Präsidenten der Republik mit einem Ehrenkreuz dekoriert wird? Ist das nicht teuflisch, wenn unschuldige Landbewohner von Haus und Hof ins Elend und in den Hungertod getrieben und ihre Habe und ihre Wohnungen verbrannt werden? Ist es nicht teuflisch, wenn schiffbrüchige Matrosen, die sich auf ein Schiff gerettet haben, kaltblütig ermordet werden und ihr Kapi-

tän, der sich ergeben will, im Meere erschossen wird? Ist es nicht teuflisch, was die Franzosen zuerst getan, auf offene Orte Bomben zu werfen, Wohnungen friedlicher Menschen zu zerstören und Frauen und Kinder auf der Straße in Stücke zu reißen? Ist das nicht teuflisch, wenn höllische Verbindungen, Ringe geschlossen werden, um Lebensbedürfnisse aller Art zu Gunsten des Großkapitals in die Höhe zu schrauben?

Und nennt nicht seit langer Zeit die Sprache aller Völker die Vorrichtungen zum böswilligen Sprengen von Brücken, Häusern, Schiffen und zu Mordanschlägen in richtigem Gefühl Höllenmaschinen?

Fürwahr, man glaubt, alle bösen Geister der Hölle seien in die Menschen gefahren, so viele teuflische Werke geschehen in unsern Tagen. Und diejenigen, welche an den Teufel der Religion nicht glauben, müssen doch angesichts der Greuel dieses Kriegs dem großen Weltweisen Schopenhauer recht geben, wenn er sagt: „Die Welt ist die Hölle und die Menschen sind einerseits die gequälten Seelen, anderseits die Teufel darin.“ Und an einer andern Stelle: „Man betrachte nur, was gelegentlich Menschen über Menschen verhängen, mit welchen Martern sie sich zu Tode quälen und frage sich, ob Teufel mehr leisten können.“

Und die Werkzeuge der Hölle in London, Paris, Petersburg und Rom, die zum Kriege gehetzt haben, werden verschont von den Übeln und Leiden des schrecklichen Völkermordens, das sie angerichtet haben! Das ist auch teuflisch.

Doch gerade denen, die hienieden am meisten zu leiden und zu opfern haben, dem unschuldigen, armen, mühseligen Volke, hat der gute Gott durch seinen Sohn die frohe Botschaft von einem andern bessern Leben gesandt und er, der Gottmensch, hat die Leiden dieses Lebens und die Bitterkeit des Sterbens am tiefsten getragen und so die Leiden seines Volkes vergöttlicht und durch die Verheißung: „Wer mit mir leidet, wird mit mir verherrlicht werden“ — versüßt.

Ich bekam dieser Tage von einer Leserin ein rührendes Bild von einem Maler Heumann zugesandt. Ein gemeiner Soldat in voller Feldausrüstung steht vor einem Kruzifix mit gefalteten Händen und entblößtem Haupte, während der göttliche Dulder mit der Dornenkrone sein Haupt zu dem Soldaten neigt und seine Stirne küßt. Das ist das Bild des gemeinen Volkes, dem

der göttliche Mann der Schmerzen seinen Trost gibt im Kampf und im Elend dieses Lebens.

Ich begründe meine eben kurz besprochene Auffassung von übermenschlichen Einflüssen auf den Krieg und seine unschuldigen Opfer, eine Anffassung, die ich schon in meinem Buche „Sommerfahrten" auf dem Schlachtfeld von Wörth vertreten habe, mit den Worten des jüngst verstorbenen geistreichsten Verteidigers des Christentums in der Neuzeit, Friedrich Bettex:

„Inmitten dieser millionenfachen, stets wirbelnden Weltgeschichte, die sich in scheinbar planlosem Gewirr von tausenden von widerstreitenden Faktoren bewegt und durch diplomatische Verwicklungen, Welthändel, Kolonial- und innere Politik, Erfindungen und Neuerungen durch Kriege und Umwälzungen hindurch einem unbekannten Ziele zueilt; über diesem Kampf ums Dasein und hinter den Kulissen dieses Chaos und Gewühls auf dem Markt des Lebens waltet eine unheimliche und eine heilige Geisterwelt; Boten und Diener und Gewalten des Lichts und der Finsternis beeinflussen und lenken die Taten und Gedanken der Menschen, ziehen und weben an den unsichtbaren Fäden, die uns unbemerkt und stark wie diamantene Ketten dorthin und dahin leiten."

Heute ziehen die Geister der Finsternis über die Welt, die Geister des Aufruhrs und der Empörung in der Natur und im Menschenleben. Stürme brausen über die Erde hin, Wasser rauschen, Meere toben, Blitze zucken und Donner rollen in der Winterszeit, Überschwemmungen verheeren das Land und Feuerbrände lodern zum Himmel. Das Innere der Erde zuckt und zittert von unterirdischen Kräften.

Geben diese Naturerscheinungen, die allermeist unbeeinflußt von Menschenkraft auftreten, nicht zu denken in ihrer Übereinstimmung mit den Erscheinungen im Menschenleben?

Das Land erbebt und widerhallt vom Donner der Geschütze auf den Schlachtfeldern, wo Hunderttausende und Millionen von Menschen kämpfen, bluten und sterben. Weinen und Wehklagen um die Toten geht durch die Lande von den Städten bis zur kleinsten Hütte in der einsamsten Bergschlucht. Aus der Luft fallen todbringende Geschosse, und im Meere sinkt Schiff um Schiff mit Mannschaft und Werten. Haß und Neid, Lüge und Verleumdung, Betrug und Wucher,

Leid und Schmerz, Grausamkeit und Bestialität, Gram und Sorge, Hunger, Not und Tod sind überall an der Arbeit. Kultur (Bildung) und Humanität (Menschlichkeit) zeigen ihre Ohnmacht, und die Religion verhüllt ihr Antlitz ob der Greuel und Frevel, die durch die Menschheit gehen. Der Geist des Bösen triumphiert, und Satan und seine Knechte freuen sich, daß eine so böse Saat aufgegangen ist und die Menschheit quält und heimsucht wie noch nie. Engel weinen, Teufel lachen.

Unter diesen furchtbaren Erscheinungen schlägt die Weltuhr eine neue Stunde — vielleicht die letzte für die Welt in der jetzigen Gestalt. Die Zeit naht vielleicht, von welcher der Seher in der Geheimen Offenbarung schreibt: „Und ich sah einen Engel durch den Himmel fliegen, er hatte das ewige Evangelium, um es zu verkünden allen denen, die auf der Erde wallen, jeder Nation und Sprache, jedem Stamm und Volk. Mit lauter Stimme rief er: ‚Fürchtet Gott und gebet ihm die Ehre, denn die Stunde seines Gerichtes ist gekommen, und betet den an, der den Himmel gemacht hat und die Erde und das Meer und die Wasserquellen'".

„So spricht der Herr der Heerscharen: Noch eine kleine Weile und ich werde erschüttern Himmel und Erde, das Meer und das trockene Land." —

Wenn je eine Prophezeiung in Erfüllung ging, so ist es die schon vor drei Jahrhunderten gegebene, daß unter dem heutigen Papst, nach dieser Weissagung einem der letzten der Weltgeschichte, „die Religion werde entvölkert werden". Millionen von Toten aller Religionen hat dieser Krieg gebracht.

Fürwahr, es ist so viel Haß und Feindschaft, so viel Lug und Trug, so viel Krieg und Streit, so viel Grausamkeit und Teufelei zwischen den Völkern, so viel Sturm und Toben in der Natur, daß man an das Kommen des Weltendes, an welches alle Religionen glauben und selbst die Wissenschaft, die sonst nichts glaubt, denken könnte. Mit welchem Hohn weisen eben wieder die heuchlerisch frommen Engländer und die freigeistigen Franzosen den Waffenstillstand am Weihnachtsfest ab, am Feste dessen, der den Menschen Liebe und Frieden verkündet! —

Meine Zuhörer auf dem Meeresgrunde schwiegen, da ich dies gesagt, stille in Andacht. Sie hatten das erstemal in der Nordsee von dem gehört, der das Meer gemacht und die Wasserquellen und alles erschüttert, Meer und Land, und von seinem

Gegner, der so viel Freude hat, wenn Gottes Geschöpfe, vorab die unschuldigen Menschenkinder, leiden.

Endlich nahm der menschenfressende Blauhai das Wort: „Ich bin bisher kein Freund gewesen von den Menschen, die mich von allen Fischen am meisten hassen und verfolgen, weil ich auch Menschenfleisch verzehre. Ich will aber, sage es denen, die über den Wassern wohnen und fahren, angesichts der Leiden, von denen sie heimgesucht sind, Frieden mit euch machen und keinem Menschen mehr etwas zuleide tun, am wenigsten den unschuldigen Opfern des Kriegs, die im Meer ihr Grab gefunden. Denn der Herr der Welt erschüttert heute schon Land und Meer, die beide Zeugen des grausamen Krieges sind. Wenn also das Herz eines Haifisches das Bedürfnis nach Frieden empfindet, um wie viel mehr sollten es Menschenherzen fühlen. Wie steht es mit diesem Frieden über unsern Wassern? Und wer wird siegen in diesem schrecklichen Krieg? Sag uns das noch, dann kannst du wieder heim in die Oberwelt und unsern Dank für die Aufklärung, die du uns gebracht, mitnehmen."

7.

Das auf dem Felde und in den Werkstätten arbeitende Volk will nirgends Krieg, am allerwenigsten das Volk auf dem Lande und am Pflug. Das Wort Krieg ist ein Schreckenswort für die arbeitende Menschheit, die im allgemeinen zufrieden ist, wenn sie auskömmlich Brot und ein gerechtes Maß persönlicher Freiheit hat. Ein Volk muß schon bis aufs Blut geschunden werden, bis es, wie in Frankreich Ende des 18. Jahrhunderts, zur Revolution greift.

Trotzdem das Wort Krieg ein Schreckenswort ist für die Masse des Volkes, kommen immer wieder Kriege, weil sie, wie ich schon gesagt, zu den Flüchen gehören, die auf der Menschheit liegen. Seitdem Gott die ersten Menschen, welche der Versuchung des Feindes Gottes unterlegen waren, — an den Sündenfall glauben alle alten Religionen — aus dem Paradies des Friedens trieb und Kain seinen Bruder erschlug, seitdem hetzen die teuflischen Leidenschaften: die Herrschsucht, die Hab- und Rachgier, die Ruhmsucht einzelner oder ganzer Gruppen

die Menschen in Kriege, und niemand freut sich darob mehr, als der Feind Gottes und des Menschengeschlechts.

Im gegenwärtigen Krieg haben die Habgier der Engländer, der Neid der Russen, die Rachsucht der Franzosen und die Käuflichkeit italienischer Hetzer die Völker am Pflug und in der Werkstätte mit allen möglichen Mitteln in den Krieg getrieben, dessen meistes Blut das arme Volk liefert und dessen Hauptziel der Niederwerfung Deutschlands gilt. Wenn man die Haupthetzer in England, Frankreich und Rußland hört, wollen sie vorab Deutschland klein machen und nebenher seinen Verbündeten, den Österreichern und den Türken, den Meister zeigen. Sie haben aber diesmal die Rechnung ohne den Wirt gemacht, wie man im Schwarzwald sagt, d. h. ohne die Preußen.

Ich liebe, wie man aus meinen Büchern weiß, die Preußen nicht besonders. Sie sind mir zu viel Herrenmenschen, und ich liebe das gemeine Volk, aus dem ich herkomme. Auch steckt mir seit 1849 eine Abneigung gegen die Preußen im Blut, weil sie mir, dem feurigen Revolutionsknaben, den Heckerhut mit der Hahnenfeder und der schwarz-rot-goldenen Kokarde vom Kopf diktierten und der ganzen badischen Republik ein schnelles Ende bereiteten. Aber trotzdem habe ich seit vierzig Jahren ihre hervorragenden Leistungen in der Verwaltung und im Kriegswesen stets anerkannt, obwohl, wenn es auf mich ankäme, es keinen einzigen zum Totschießen seines Mitmenschen organisierten Soldaten auf Erden geben dürfte. Das wäre auch der Wille Gottes.

Doch wo Licht ist, ist auch Schatten, und je größer der Mann, um so länger der Schatten, sagt ein altes Sprichwort. Drum haben auch unsere norddeutschen Brüder ihre Schattenseiten. Sie wissen sich z. B. außerhalb ihres engeren Landes nicht beliebt zu machen. Doch auch dafür haben sie eine Entschuldigung, wenn unser Weltweiser Schopenhauer recht hat, daß nur die Lumpen allgemein beliebt seien.

Die Preußen haben schon in den Befreiungskriegen vor 100 Jahren das Beste geleistet. Aber als fünfzig Jahre später die Kriege mit Dänemark und Österreich kamen, hatten sie, wie der schon genannte Prinz und General Hohenlohe, der sie mitmachte, schreibt, das praktische Kriegsspiel verlernt und machten nicht wenige Fehler. Aber sie zogen Nutzen daraus und lernten, lernten, lernten unter des Königs Wilhelm eifriger Mitwirkung,

bis sie 1870 unter der Oberleitung des großen Strategen Moltke die glänzenden Siege über die Franzosen erfochten. Moltkes Schule und das eifrige Lernen auch nach den Siegen schufen die deutsche Reichsarmee, die heute der ganzen Welt die Spitze bietet, sieghaft die Hauptlast des Weltkrieges trägt und ihren Verbündeten vom heiligen Land Tyrol bis Konstantinopel mit Rat und Tat zum Siege hilft.

Und heute stehen alle unbesiegt da. Aber der schreckliche Krieg mit einer Welt voll Feinden hat furchtbar schwere Opfer gekostet an Gut und Blut, und niemand, außer den Wucherern und Kriegsgewinnern, ist in deutschen Landen, der nicht den Frieden wünscht, aber einen des Blutes und der Opfer würdigen, ehrenvollen Frieden. Keinen Frieden, wie die bisher immer unterliegenden Feinde, die Engländer und Franzosen und Russen, ihn uns in ihrem Hochmut und in ihrer Verblendung diktieren möchten. Auch wünschen wir keinen Frieden, in welchem, wie es schon öfters geschehen in der Geschichte der Kriege, Tinte und Feder, d. i. die Diplomaten am grünen Tisch, verderben und schmälern, was Blut und Eisen gewonnen haben. Anno 1871 mußten die Franzosen alles ersetzen, was wir Deutsche Schaden hatten, und jedes deutsche Dienstmädchen, das in Paris seinen Koffer eingebüßt bei der Ausweisung, mußten sie entschädigen.

Wir erwarten auch einen Frieden, der nur des ganzen Volkes Wohl im Auge hat, ohne die Interessen und die Konkurrenzfurcht einzelner Großindustriellen und Großkapitalisten zu berücksichtigen.

So groß der Ruhm ist, den die deutschen Reichsheere unter preußischer Führung sich erwerben, ebenso groß wäre die Schmach, wenn wir bei Beendigung des Kriegs wieder den deutschen Michel spielten und unsern Feinden, die Deutschland zertrümmern und zerstückeln und arm machen wollen auf Jahrhunderte hinaus, nachgeben und weichen würden, ehe wir so viel als möglich Sühne hätten für Blut und Gut, für Witwen und Waisen der Gefallenen und für das Heer von Invaliden aller Art und ehe wir dafür gesorgt hätten, daß wir in Zukunft nicht so leicht überfallen werden.

Wir haben noch Verluste genug im Handel, im Verkehr mit dem Ausland, in der Industrie und im Gewerbsleben, und die Zukunft wird uns ohnedies noch Opfer genug auflegen,

und wir werden größere Lasten tragen, als vor dem Kriege. Erst die Enkel der Väter, die heute im Felde stehen, werden vielleicht bessere Zeiten schauen. Aber wie lange? Hienieden ist das Land der Vergänglichkeit und des Vergessenwerdens. „Vorüber gehen die Schmerzen und die Wonnen," sagt ein Dichter. Die Wunden des heutigen Kriegs werden heilen — die Herzen, die heute bluten, werden zu schlagen aufhören, die Augen, die heute weinen, sich schließen für immer — und die Toten und Gefallenen werden vergessen sein, wie heute in den eigenen Familien die auf den Schneefeldern Rußlands im Winter 1812/13 Begrabenen. Nur in den Geschichtsbüchern werden dereinst die Großtaten unserer Tage noch fortleben, im Volke nicht mehr.

Das ist der Gang des Menschenlebens.

Trotz des Abscheus vor dem gräßlichen Morden in der heutigen Kriegführung und trotz des Abscheus vor künftigen Kriegen werden die Menschen späterer Generationen wieder Kriege führen. Selbst Revolutionen werden kommen und die „Brüderlichkeit" ebenso wenig bringen, als die große französische Revolution sie gebracht. Diese Dinge, so schrecklich sie sind, gehören nun einmal zum eisernen Bestand des menschlichen Elends, das auch fortbesteht, trotzdem der große Friedensfürst und Verkündiger der Feindesliebe auf Erden erschienen ist. Wie heißt es im Evangelium des Weihnachtsfestes?: „Er kam in die Welt, aber die Welt hat ihn nicht erkannt." Und sie erkennt ihn heute noch nicht, sonst wäre die Welt ein Paradies des Friedens und der Liebe; arm und reich würden nach seinen Lehren leben und handeln und die Macht des Bösen wäre gebrochen.

Die Menschen erkennen nicht, was ihnen zum Frieden dient. Sie meinen, Künste und Wissenschaften, Gesetze und Bildungsanstalten und Elektrizität und Dampf und Eisenbahnen und Industrie könnten ihnen das Glück bringen. Aber sie bringen es nicht und werden es nicht bringen. Drum wird es auf Erden fortgehen in Kampf und Streit, in Not und Tod, bis zu dem Tage, da sich erfüllt, was der Seher der Geheimen Offenbarung schreibt: „Ich sah einen neuen Himmel und eine neue Erde. Denn der erste Himmel und die erste Erde waren vergangen. Das Meer ist auch nicht mehr. Gott wird abtrocknen alle Tränen. Es wird weder Tod noch Trauer noch Klage noch Schmerz

mehr sein. Denn was vorher war, das ist vorüber. Der auf dem Throne saß, sprach: ‚Siehe, ich mache alles neu.‘“

Also auch die Meere werden vergehen und damit der ewige Krieg, der in ihnen herrscht unter den Geschöpfen in den Wassern.

Alle Kreatur, alles Geschaffene seufzt nach Erlösung, sagt der Apostel. So ist es. Es seufzt nicht bloß der Mensch und klagt und weint hienieden; es seufzen die Meere, in dumpf brüllendem Weh ihre Wellen peitschend; es seufzen die heulenden Winde und Stürme; es seufzen die Tiere, die in der Wildnis brüllen, und es klagt das Vögelein im Singen sein Leid. Nur ihr Fische seid stumm, aber aus der Tiefe eurer Augen spricht die Wehmut und die Traurigkeit, das stille Dulden, und der Delphin weint.

Also allüberall Leid und Schmerz und Klage, nicht bloß auf den Schlachtfeldern der Menschen und in ihren Heimstätten. —

Und nun, ehe wir uns trennen, liebe Fischleute, habe ich noch eine Bitte an einige von euch.

8.

Ein Hai hat bekanntlich die Kraft, hinter einem Dampfer nachzuschwimmen Tag und Nacht bis nach Amerika. Drum wenn der nächste von euch Haien in Neuyork ankommt, soll er den Amerikanern predigen. Ich habe zwar im vergangenen Sommer auf ihren Wunsch der Neuyorker Staatszeitung meine Meinung über den Krieg mitgeteilt, aber doppelt genäht, hält besser, und der Haifisch soll auch noch was sagen und zwar zunächst den englischen und dann den deutschen Amerikanern. Den erstern soll er sagen, es sei eine Schande für eine große Nation und eine Heuchelei von ihr, durch ihre unsern Feinden gelieferten tödlichen Geschosse Hunderttausende von deutschen Soldaten töten zu lassen und so den vieltausendfachen Mörder und dabei den Wächter des Völkerrechts zu spielen und den Grobian gegen Deutschland und Österreich, wenn Amerikanern etwas geschieht auf uns feindlichen Schiffen, die meist für die Engländer Munition aus Amerika führen.

Er soll sie fragen, warum ihr Präsident Wilson, der vorher meines Wissens Staatsrechtslehrer war, so zahm ist gegen die

Altengländer, welche die amerikanischen Häfen blockieren, als wäre Amerika feindliches Land. Er soll sie fragen, warum der Präsident und seine Ratgeber ganz tanzen, wie die Engländer pfeifen. Und dieses Pfeifen geht dahin, Amerika mit uns in einen Krieg zu verwickeln.

Die demokratische Partei war mir bisher immer die liebere, weil sie vorab Treu und Redlichkeit auf ihre Fahne schrieb, aber mit dem jetzigen Präsidenten hat ihr alter Ruf Schaden gelitten. Da war der demokratische Präsident vor dreißig Jahren, Grover Cleveland, eine andere Nummer, ein Mann von hervorragender Unparteilichkeit und Unerschrockenheit. Den sollten die Amerikaner heute haben.

Zwanzig Jahre vor Cleveland war Andrew Johnson demokratischer Präsident, ursprünglich nur Schneider, aber ein unbestechlicher, rechtschaffener Mann, der, obwohl aus den Südstaaten stammend und dem Süden gewogen, den Mut hatte, gleich nach seinem Amtsantritt den Altengländern die Wahrheit zu sagen, daß sie den Rebellen (Südstaaten) Kriegsmaterial geliefert und förmliche Raubzüge gegen den nordamerikanischen Handel ausgeführt hätten. Und heute ist der Präsident der gehorsame Diener des gleichen Englands, das acht Jahre lang Krieg geführt hat von 1775—83, um die „nordamerikanische Union" zu verhindern und die nordamerikanischen Staaten wieder unter seine Herrschaft zu bringen.

Wenn es also auf Altengland angekommen wäre, gäbe es heute keine Vereinigten Staaten von Nordamerika. Der gleiche Krämergeist Englands, dem der heutige Weltkrieg entsprungen ist, trieb auch die Nordamerikaner 1775 dazu, sich von dem habgierigen „Mutterland" loszumachen, das ihnen nur solche Waren einzuführen erlaubte, die aus England kamen.

Und wer war in jenem Befreiungskriege Generalinspektor der Armee und Generalstabschef Washingtons? Der frühere preußische Offizier aus der Schule Friedrichs des Großen, der General von Steuben, ein geborener Magdeburger. —

Und den Deutschen soll der Hai melden, daß wir in Altdeutschland erfreut sind über ihre gute Gesinnung mit Herz und Hand ihrem alten Vaterland gegenüber, auf das sie aber auch stolz sein können, denn es wehrt sich heldenhaft und sieghaft gegen eine Welt von Feinden.

Daß sie energisch auftreten gegen die Verletzung der Neutra-

lität durch die Munitionslieferungen, welche meist schuld sind an der Verlängerung des mörderischen Weltkriegs, macht ihnen alle Ehre. Es wäre eigentlich Sache eines jeden ehrlichen Amerikaners, ob er englischer oder deutscher Herkunft ist, gegen die Waffenlieferungen zu protestieren. Und daß Professor Wilson die Deutschamerikaner Verschwörer nennt, weil sie keine Freunde der Mordfabriken des englisch-amerikanischen Großkapitals sind, darauf werden sie ihm, dem Hehler und Helfer der Mörder, die rechte Antwort nicht schuldig bleiben. Wenn die alten Achtundvierziger in Amerika noch lebten, würde diese Antwort noch kräftiger ausfallen.

Deutsche Arbeit hat seit Jahrhunderten in Amerika am meisten Land kultiviert, und deutsches Blut und deutscher Mut haben im amerikanischen Bürgerkrieg mehr für die Union getan, als heute Wilson und seine Berater. —

Die Deutschen in Amerika haben es bisher gehalten wie wir diesseits des großen Ozeans. Sie haben den guten deutschen Michel gespielt wie wir, die wir allen Nationen gut und schön taten und sie bei uns aufnahmen, wie ein Oberkellner die Gäste, und ihnen mit allem, was sie wünschten, aufwarteten. Dafür zum Dank fallen jetzt alle über uns her. Ähnlich spielte der Deutsche in Amerika den „dutschman“, den guten Kerl, der zufrieden war, wenn er sein Auskommen hatte.

Die Deutschen in den Vereinigten Staaten spielen in der Politik und in deren Mittelpunkt, in dem Kongreß der Volksvertreter, nicht die ihrer Zahl und ihrer Tatkraft im wirtschaftlichen Leben entsprechende Rolle, weil sie zu bescheiden sind. Diese Bescheidenheit müssen sie aufgeben und, wie wir in Altdeutschland, in Zukunft etwas selbstbewußter auftreten. Aber sie müssen auch dafür sorgen, daß die Wibervölker im öffentlichen Leben nicht Meister werden, sonst werden sie „trocken gelegt“ und bekommen kein Bier mehr und die deutsche Gemütlichkeit hört auf. Auch ihren Kindern müssen sie die deutsche Sprache mehr lehren als bisher, damit diese selbst einst aus deutschen Büchern lesen können, was Altdeutschland in diesem Kriege Großes geleistet hat.

Tief zu beklagen wäre es, wenn zu Ehren Altenglands, das Amerika als Sturmbock gegen uns benutzen möchte, ein ernstlicher innerer Bürgerzwist losbräche. Die Amerikaner müssen einig sein, denn über dem großen Ozean drüben wohnt ein Feind,

Japan, der vielleicht, ohne daß wir es wünschen, das Blut der durch amerikanische Geschosse getöteten deutschen Soldaten eines Tages rächen wird. —

Und nun hab' ich noch einen Auftrag für den Delphin, dessen Lieblingsaufenthalt sonst das Mittelmeer ist. Ich erinnere mich noch mit Vergnügen des Frühlingsmorgens im Jahre 1876, da ich an den liparischen Inseln vorbei nach Messina fuhr und bei Sonnenaufgang die ersten Delphine in der Flut sich tummeln sah.

Wenn also unser Delphin wieder heimkehrt an die Gestade des Mittelmeers, habe ich eine Botschaft für ihn an das arme italienische Volk. Er schwimmt zwar bei seiner Heimkehr auch an Frankreich vorbei. Aber den Franzosen ist nichts zu sagen. Denen ist nicht mehr zu helfen. Sie gehen für England und für Elsaß-Lothringen dem Abgrund zu.

Als ich 1874 in Frankreich reiste, sagte ich in den betreffenden Reiseerinnerungen, es müßte über die Franzosen noch ein härterer Schlag kommen als 1870, ehe sie bedächten, was ihnen zum Frieden dient. Der Schlag kam jetzt, hat aber den Götzendienst noch gesteigert. „La France", das geliebte Frankreich, ist die erste Gottheit bei ihnen, selbst bei geistlichen Leuten. Sie ist der Moloch der alten Heiden, die Gottheit des fressenden Feuers. Und so wie die Völker des Altertums dem Feuer, das in der ehernen Statue des Moloch brannte, ihre Kinder zum Verbrennen opferten, so opfert Frankreich heute seine Kinder dem Moloch La France, der Staatsgottheit, ihrer Größe, ihrem Ruhm und ihrer Rachsucht.

La France rüstet, kämpft und siegt, anders kann es nicht sein vom Minister bis zum Arbeiter und vom Bischof bis zur Ordensschwester und zur Bettelfrau.

Anders ist es in Italien, wo ein arbeitsames, genügsames Volk, wie die Landbevölkerung von Italien es ist, seine Söhne einem mutwilligen Krieg hat opfern müssen, den englisches und französisches Geld in Italien angezündet hat durch bestochene und bezahlte Hetzer, Zeitungsschreiber, Minister, Parlamentarier und Proletarier und durch eine Königin, die für — Russisches schwärmt.

Die Landstücke, welche Italien zum größten Teil geschenkt erhalten hätte, ohne einen Blutstropfen zu vergießen, sollten durch einen Krieg, der Hunderttausende von Toten und Ver-

wundeten kostet, geholt werden, um England, Frankreich und Rußland Luft zu schaffen auf ihren Kriegsschauplätzen. Viele Millionen haben italienische Arbeiter alljährlich aus Deutschland heimgebracht, Millionen und Millionen kamen nach Italien von der deutschen Handelswelt für seine Hauptprodukte Wein und Südfrüchte, Millionen haben deutsche Reisende jährlich ins Land getragen. Treu waren Deutschland und Österreich mit dem Lande Jahrzehnte verbunden. Und nun ist das alles vorüber um einiger Hundert Hetzer willen, die ihr Land und Volk ins Elend stürzten, weil das Gold unserer Feinde sie blendete:

Der Sterling klirrt, der Sterling fällt.
Was ist der Mensch? Ein Schuft!
Und wenn die Welt dir nicht gefällt,
So steig in deine Gruft.

Aber das arme Volk, das bluten muß, dauert einen, und das soll der Delphin an die Gestade Italiens bringen, daß wir Italiens Volk nicht hassen, sondern bemitleiden. —

Als der große einstige Freiheitsmann Jakob Görres im ersten Monat des Jahres 1848 in München auf dem Sterbebett lag, äußerte er einmal: „Betet für die Völker Europas, die nichts mehr sind!“ Aber ich frage: Waren sie — Befreiungs- und Verteidigungskriege ausgenommen — in Kriegszeiten je etwas anderes als Schafherden, die man zur Schlachtbank führt? Und so wird es bleiben, solange diese Sonne über diese Erde geht unter monarchischen, republikanischen und revolutionären Regierungen und solange der „Fürst der Welt“, wie Christus der Herr den Satan nennt, Haß und Neid und Habgier und Herrschsucht und Zwietracht in den Herzen der Menschen sät und mit einer ebenso unheimlichen als rätselhaften Macht ankämpft gegen das Reich dessen, der gekommen war, der Welt den Frieden und die frohe Botschaft von einem ewigen, bessern Leben zu bringen. —

So, ihr lieben Meeresbewohner, nun danke ich euch, daß ihr mir stille zugehört bei dem, was ich den Menschen sagen wollte. Wir Menschen sollten überhaupt mehr mit euch Fischen verkehren, denn in unserer Heilsgeschichte spielt ihr eine große Rolle. Bei den hochgebildeten alten Völkern der Syrer, Assyrier, Phönizier wurdet ihr göttlicher Verehrung teilhaftig, und die

Priester lasen aus euerm Erscheinen Schicksalssprüche heraus. Im Christentum waren Fische mehrfach der Gegenstand von Wundern Jesu, so bei der Vermehrung weniger Fische, auf daß 4000 Menschen genug davon bekamen und noch übrig blieb. Aus dem Munde eines Fisches ließ der Heiland auch die Münze nehmen, um die von ihm verlangte Steuer zu bezahlen. Ein Fisch war das Sinnbild Christi in der ersten Kirche und das Erkennungszeichen für Christen, die an ihre Wohnungen Fische malten zum Zeichen, daß hier Christen wohnten. Und am Himmel glänzt das Sternbild der Fische mit 75 Himmelslichtern.

Ihr seht also, wie ihr geehrt ward und seid auf der Erde, und daß ein Mensch sich keine Unehre antut, wenn er sich mit euch unterhält, wie ich es getan. —

Sie hatten erstaunt aufgehorcht bei meinen letzten Sätzen über die Ehre, welche die Fische in der Welt genießen, und freudig mit ihren Schwänzen das Wasser gepeitscht. Ich aber erhob mich wieder mit meinem Federkiel aus den Wassern.

Kaum hatte ich mich umgekleidet und getrocknet, als der Briefträger Hirt, der mir schon vor 25 Jahren die Post nach Hofstetten in mein Ferienparadies gebracht, einen Brief brachte, der aus einem neutralen Lande und von einem angesehenen, geistig hochstehenden Manne und guten Katholiken kam und mich so freute, daß ich ihn hier alsbald wiedergeben muß. Er schreibt:

„Es drängt mich, den fernstehenden Neutralen, in so großer Zeit sich auszusprechen und der tiefen Verehrung und Liebe gegenüber dem edlen deutschen Volke Ausdruck zu geben. Wir haben gezittert und nicht mehr schlafen können, als es Kriegserklärungen gegen Deutschland nur so schneite und alle Hunde auf die willkommene Beute sich stürzten. Und als dann Sieg auf Sieg kam und Deutschland sich nicht bloß in der Schlacht, sondern auch in der Organisation des wirtschaftlichen Lebens durch seine Tüchtigkeit über alles Lob erhaben gezeigt, da haben wir alle aufgejauchzt."

„Es sind namentlich die weiten Kreise des Volkes, die Bauern und die Handwerker, die so denken und ihre täglichen Gebete zu Gott emporsenden für den Sieg des deutschen Volkes und seiner Verbündeten. Sie alle haben die Überzeugung, daß Deutschland im Recht war, als es zum Schwerte griff, und daß seine Gegner seit Jahren darauf ausgingen, aus Neid und Mißgunst Deutschlands Fundamente zu untergraben."

„Nun wird es anders kommen, als Haß und Neid sich ge-

träumt haben. In einem Glanz und einem Heldentum, das die Welt noch nie gesehen hat, wird Deutschland auferstehen. Und wenn es mir auch nicht sicher scheint, daß ihm seine Opfer auf einmal und unmittelbar ersetzt werden, so zweifle ich doch keinen Augenblick, daß dies mittelbar nach und nach im reichsten Maße geschehen wird."

„Wer wird ein Volk, das sich so stark erwiesen, in absehbarer Zeit wieder anzugreifen wagen? Seiner Tüchtigkeit steht die ganze Welt offen."

„Es ist meine tiefinnerste Überzeugung, daß dies auch zum Nutzen der übrigen Völker dienen wird. Die guten Seiten des deutschen Geistes und Charakters, das Pflichtbewußtsein und der Idealismus, werden der richtige Samen sein, um die Welt zu erneuern."

„Freilich den Träumern — und zu diesen unverbesserlichen gehöre auch ich — will es nicht in den harten Kopf hinein, daß es so viel Gewalt, Not, Blut und Tod bedarf, um dieses Maß von Größe und Erhabenheit zu zeitigen. Ich habe mich so oft gefragt in den letzten anderthalb Jahren, warum ist das alles notwendig? Warum muß das Gute erst durch das Böse, das Schöne durch das Häßliche, die Kultur durch die Gewalt hindurchgehen, ehe sie zur Erscheinung gelangen können? Ich finde keine andere Antwort, als daß uns die Natur selbst darauf hinweisen will, daß sie nicht die letzte Vollendung ist. Wir würden sonst uns mit dem Diesseits abfinden, wenn es anders wäre."

So der Neutrale. Ich habe im Verlauf des Kriegs oft bedauert, daß wir im Ausland so wenig gute Freunde haben. Nun weiß ich, daß ich mich getäuscht, und bin nun doppelt sicher, daß wir siegen werden. Das walte Gott und unser gutes Recht, das Recht der Notwehr!

9.

Ein Meer von Blut und Tränen liegt über Europa. Grauenhaft wälzt sich die Flut des Todes, der Leiden und der Schmerzen über Millionen und Millionen unschuldiger Menschen. Ungeheure Verwüstungen an Hab und Gut vollziehen sich zu Wasser und zu Land. Ruinen von Städten und Dörfern, von Wohnungen friedlicher, nun flüchtiger Menschen bedecken manche Länderstrecken. Und wo der Krieg nicht tobt, herrscht Weinen und Wehklagen um die vielen Toten, und Millionen

kämpfen mit harter Lebensnot. Immer größer wird der Haß und die Erbitterung unter den kriegführenden Völkern, immer wilder wird die Wut der Unterliegenden, und es ist noch kein Ende des Mordens und des Verstümmelns, des Verwüstens und des Zerstörens abzusehen.

Wie lange noch sollen die Macht des Bösen und seine schrecklichen Werke fortgehen? Warum läßt der Himmel so viele Unschuldige leiden und bluten und sterben?

Der Widersacher Gottes und der Feind des Menschengeschlechts ist, wie Goethe in seinem „Faust" so schön sagt, eine Kraft, die stets das Böse will und stets das Gute schafft, weil, wie jedes Kind im Katechismus lernt, Gott das Böse zum Guten zu lenken weiß.

So hat Gott wohl mit diesem schrecklichen, teuflischen Weltkrieg, den er zugelassen, auch ein Gutes verbunden, eine ernste Lehre, eine scharfe Mahnung für die heutige Welt, welche die Predigten des Christentums gar nicht mehr hört oder überhört.

Gott hat einst durch seinen Sohn Christus Jesus die frohe Botschaft in die Welt gesandt, die beseligende Lehre, daß, wer an ihn glaube, den allein wahren Gott, und an den, den er gesandt hat, Verzeihung jeglicher Sünde und das ewige Leben habe.

Die Hölle tobte gegen diese Freudenbotschaft und machte, vom Weltkaiser Roms angefangen, die ganze Staatsgewalt, alle Priester und Gelehrten mobil gegen die Lehre der armen Fischer vom See Genesareth. Drei Jahrhunderte hindurch wurden die Christen, die besten Untertanen des Kaisers und seine tapfersten Soldaten, blutig verfolgt. Millionen Unschuldiger starben den Märtyrertod. Aber je mehr starben, um so mehr gab es Christen, und als die Verfolgung aufhörte, war die Welt samt dem Weltkaiser christlich geworden.

Christus, der Herr, hat die wunderbare, im Leben der Menschheit ewig wahre Lehre hinterlassen: „Wer mir nachfolgen will, der nehme *sein* Kreuz auf sich und folge mir nach." Diese Lehre war die Bestätigung dessen, was die ganze Menschengeschichte gelehrt und alle denkenden Geister bekannt haben, daß für den Menschen *leben leiden* heißt.

Die heutige Welt, der das Christentum als alt und kraftlos gilt, hat diese Wahrheit umgestoßen und lehrt: „Leben heißt

genießen." Sie hat den Grundsatz aufgestellt, der Mensch sei auf der Welt, um sich ein möglichst gutes Dasein zu erkämpfen. Dazu muß er vorab Bildung (Kultur) haben, damit er seinen Mitmenschen in diesem Kampf ebenbürtig oder über ist. Daher das Schlagwort Bildung, Bildung so viel als möglich bis in die entlegenste Hütte auf dem Schwarzwald.

Dann verlangt die Kultur als Lebensverfeinerung, daß die Bauern auf dem Land und in den Bergen auch an dieser Verfeinerung teilnehmen und daß ihnen, wo immer möglich, alle Bequemlichkeiten zukommen. Drum das Schlagwort Verkehr. Eisenbahnen in die entlegensten Täler, damit die Leute leicht in die Stadt fahren können, um das Leben zu genießen, und leichter die Erfordernisse bessern Lebens ihnen zugeführt werden können. Millionenbahnhöfe sollen zeigen, daß der Verkehr zu den Götzen der Zeit gehöre, die herrliche Tempel haben müssen. Und die Folge davon? Das Landvolk flüchtet mehr und mehr in die Städte, und man spricht mit Bedauern von der Landflucht.

Elektrisches Licht und elektrische Kraft gehören auch zur Kultur, deren die Bauern teilhaftig werden sollen. Damit sie nicht mehr morgens früh um 4 Uhr aufstehen und beim Laternenlicht dreschen müssen, besorgt die elektrische Kraft die Arbeit in wenig Stunden, und Buren und Knechte können feiern. Trotzdem sind sie unzufriedener als in jenen Tagen, da sie um das Holzspanlicht saßen und frohen Sinnes den Dreschflegel schwangen.

Aber wie die einzelnen, so führten seit Jahren auch die Völker einen Kampf ums bessere Dasein, und damit keines dem andern, wenn es zum Kampf kommt, über ist, rüstete sich jedes mehr und mehr zum Krieg und machte Mordinstrumente und Todeserfindungen zurecht, welche die früheren Kriege nicht kannten und die eines Tages zur Anwendung kommen mußten und nun in schauerlicher Weise ihrer Bestimmung gerecht werden.

So ging die Menschheit vorwärts, immer vorwärts, ohne rückwärts zu schauen auf das gute Alte und ohne mehr aufwärts zu schauen, außer wenn es ein Luftschiff zu sehen gab,* vorwärts bis dieser schreckliche Weltkrieg losbrach, weil England

* Seit dem Krieg fliehen die Menschen voll Entsetzen, wenn sie ein Luftschiff nur hören. Auch eine Strafe!

sich im Kampf ums bessere Dasein von Deutschland bedroht glaubte — und Europa vor einen Abgrund stellte, in welchem Kultur, Bildung, Humanität und Fortschritt verschwanden, während an ihre Stelle Barbarei, Bestialität und teuflische Grausamkeit auf der Bildfläche erschienen.

Kultur und Bildung schützen nicht gegen Barbarei und Grausamkeit. Rom und Griechenland waren im heidnischen Altertum auch sehr kultiviert. Aber zwei Dritteile der Menschen waren rechtlos und wurden mit Härte und Grausamkeit behandelt. Es kam vor, daß gebildete Herren, die in Kultur schwammen, ihre Sklaven töten ließen, um mit ihrem Fleisch die Fische in den Fischteichen zu füttern.

Es hat sich keines der vergangenen Jahrhunderte durch Bildung, Lebensverfeinerung, Kunst und Wissenschaften und durch Lebensgenuß so ausgezeichnet, wie das 18. Jahrhundert. Und wie endigte es? Durch eine furchtbare Revolution und durch jahrzehntelange blutige Kriege.

Frankreich hatte vor jener großen Revolution sehr große und weltberühmte Dichter und Gelehrte, und in der revolutionären Nationalversammlung (Konvent) saßen viele Gebildete aller Stände. Aber alle hielten das Christentum für schädlich oder wenigstens für veraltet. Sie kamen trotz ihrer Bildung dazu, Tausende von Unschuldigen unter das Henkerbeil zu schicken und ganz Frankreich mit Blut zu überdecken. Ja, den Glauben an Gott und Unsterblichkeit dekretierten sie förmlich ab, und wer noch den Namen Gottes aussprach, riskierte den Kopf. Die Menschen waren zu Teufeln geworden. Die Vernunft wurde als einzige Gottheit proklamiert und in Gestalt einer öffentlichen Dirne auf einen Altar gestellt. Bald wüteten die Blutmenschen der Nationalversammlung gegen sich selbst, und Frankreich schwamm in Blut und Verfolgung. Nun wurde der Glaube an Gott und Unsterblichkeit wieder amtlich hergestellt! —

Und die Grausamkeiten im heutigen Weltkrieg gehen meistens von den Gebildeten aus. Wer befiehlt den Kosaken, die Bevölkerung aus den Häusern ins Elend zu jagen und diese samt der Habe anzuzünden und wehrlose deutsche Gefangene niederzuhauen? Die Gebildeten unter ihnen, die Offiziere und deren Vorgesetzte. Wer versagt an der Westfront einen Waffenstillstand für Bergung der Verwundeten und wer heißt

die gemeinen Soldaten, Feinden, die sich ergeben wollen und um ihr Leben bitten, keinen Pardon zu geben? —

Und nun, was will uns Gott lehren durch diesen blutigen Krieg? Er will uns lehren, daß die Erde kein Paradies ist und daß es verkehrt ist, wenn die Menschen glauben, auf Erden zu sein, um ein möglichst gutes Dasein zu erkämpfen, möglichst viel Bildung zu haben, das Leben zu genießen und Kreuz und Leiden zu verschmähen. Er will uns zeigen, daß ein Kampf ums bessere Dasein als Lebenszweck im Einzelleben zu rücksichtsloser Selbstsucht, zu Unrecht, zu Lug und Betrug und im Völkerleben als Gewinnung immer neuer „Lebensstoffe und Lebensgebiete" zu Gewalt und Krieg führt und daß eine Kultur und ein Fortschritt, die der Menschheit immer neue und immer wieder veränderte Bildungsstoffe und Lebensrichtungen vorschlagen, Christentum, Kirche und Bibel für veraltet erklären und die Heilstaten Gottes nicht bloß vergessen, sondern verwerfen — daß eine solche Kultur und solcher Fortschritt zur Entzweiung des einzelnen mit sich selbst und mit seiner von Gott gewollten Bestimmung führen und in Zügellosigkeit, Roheit und Barbarei endigen.

Die Geschichte der Menschheit zeigt, daß der Weg der Kultur stets über Schlachtfelder, Leichen und Ruinen zur Barbarei führt. Das lehrt uns die Geschichte der hochkultivierten Reiche Assyrien, Babylonien, Ägypten, Rom und Griechenland. Und der höchste Gipfel der Kultur ist stets der Anfang des Niedergangs. Höher kann es z. B. die Kultur nicht mehr bringen als daß die Menschen in der Luft fliegen und Luftflotten bauen. Und doch, welches Unheil richten die Luftschiffe als Kriegswaffe an! —

Leben heißt für die Menschheit leiden und sterben. Das Leben ist ein Kriegsdienst, sagt die Heilige Schrift, und ein bekannter deutscher Weltweiser bekennt, wie der Volksmund, daß das Leben nicht genossen, sondern überstanden werden muß. Diese Wahrheit der Geschichte aller Zeiten, welche unsere Zeit vergessen hat, stellt in schauerlicher Weise der heutige Weltkrieg in den Vordergrund. Wie der Mähder zur Sommerszeit das blühende Gras, so mäht der Tod Millionen blühender Menschenleben aus allen kriegführenden Nationen auf den Schlachtfeldern nieder und bringt millionenfaches Leid denen, die daheim auf deren Heimkehr hofften. Der Fürst des

Lebens aber, der vom Kreuz herab uns zuruft: „Wer mir nachfolgen will, der nehme sein Kreuz auf, denn wer mit mir leidet, wird mit mir verherrlicht werden" — er lasse aus böser Saat Gutes wachsen und in den Herzen der Kämpfenden, der Leidenden, der Sterbenden, der Weinenden, der Verstümmelten, der Erblindeten, der Verlassenen, der Gefangenen, der Flüchtigen, der Heimatlosen und der Verarmten den Glauben aufblühen — an das Land des ewigen Lebens und des ewigen Friedens und des ewigen Lichts in einer besseren Welt, ein Land, das ihnen kein Weltkrieg und keine Kultur und keine Barbarei rauben kann, denn es ist das Land des ewig Wahrhaftigen, der von sich sagen konnte: „Himmel und Erde werden vergehen, aber meine Worte werden nicht vergehen."

Heinrich Hansjakobs Werke

Einzelausgaben

Aus meiner Jugendzeit. Erinnerungen. 10. Auflage. Illustr. von Curt Liebich. Oktav. Geheftet M. 4.80, gebunden M. 6.—.

Aus meiner Studienzeit. Erinnerungen. 6. Auflage. Illustr. von Curt Liebich. Oktav. Geheftet M. 4.80, gebunden M. 6.—.

In der Residenz. Erinnerungen eines badischen Landtagsabgeordneten. Mit einem Porträt des Verfassers aus seiner Landtagszeit. 4. neu bearbeitete und erweiterte Auflage. Oktav. Geheftet M. 5.—, gebunden M. 6.—.

Auf der Festung. Erinnerungen eines badischen Staatsgefangenen. 5. Auflage. Oktav. Kartoniert M. 1.—.

Im Gefängnisse. Neue Erinnerungen eines badischen Staatsgefangenen. 3. Auflage. Oktav. Geh. M. 2.40, gebunden M. 3.40.

Aus kranken Tagen. Erinnerungen. Mit einer Ansicht von Illenau. 5. durchgesehene Auflage. Oktav. Geheftet M. 3.60, gebunden M. 4.40.

Im Paradies. Tagebuchblätter. Mit einer Ansicht von Hofstetten. 3. Auflage. Oktav. Geheftet M. 3.80, gebunden M. 4.80.

In der Karthause. Tagebuchblätter. Illustr. von Curt Liebich. 5. Auflage. Oktav. Geheftet M. 4.20, gebunden M. 5.40.

Verlassene Wege. Tagebuchblätter. Illustr. von Curt Liebich. 5. Auflage. Oktav. Geheftet M. 4.20, gebunden M. 5.40.

Letzte Fahrten. Erinnerungen. Illustriert von Curt Liebich. 4. Auflage. Oktav. Geheftet M. 4.—, gebunden M. 5.—.

Sommerfahrten. Tagebuchblätter. Illustriert von Curt Liebich. 3. Auflage. Oktav. Geheftet M. 5.—, gebunden M. 6.—.

Stille Stunden. Tagebuchblätter. Illustr. v. Curt Liebich. 3. Auflage. Oktav. Geheftet M. 3.80, gebund. M. 4.80.

Heinrich Hansjakobs Werke

Einzelausgaben

Allerlei Leute und allerlei Gedanken. Tagebuchblätter. 1.—7. Tausend. Oktav. Geh. M. 2.50, geb. M. 3.50.

Allerseelentage. Erinnerungen. Mit einem Bildnis des Verfassers. 3. Auflage. Oktav. Geheftet M. 4.80, gebunden M. 6.—.

Abendläuten. Tagebuchblätter. Illustr. von Curt Liebich. 5. Auflage. 8°. Geheftet M. 4.20, gebunden M. 5.40.

Mein Grab. Gedanken und Erinnerungen. Mit einem Titelbild von Curt Liebich. 3. Auflage. Oktav. Geheftet M. 1.80, gebunden M. 2.80.

In Frankreich. Reiseerinnerungen. 3. Aufl. Gr.-Oktav. Geheftet M. 4.50, gebunden M. 5.60.

In Italien. Reiseerinnerungen. 3. umgearb. Auflage. 2 Bände. Groß-Oktav. Geh. M. 9.60, geb. M. 12.—.

In den Niederlanden. Reiseerinnerungen. 2. verbesserte Auflage. 2 Bände. Oktav. Geheftet M. 6.—, in einen Band gebunden M. 6.90.

In Belgien. Reiseerinnerungen aus dem Jahre 1879. Volksausgabe. Oktav. Steif geheftet M. 2.40.

Alpenrosen mit Dornen. Reiseerinnerungen. Illustr. von Curt Liebich. 4. Auflage. Oktav. Geh. M. 6.—, gebunden M. 7.—.

Sonnige Tage. Erinnerungen. Illustr. v. Curt Liebich. 4. Auflage. Oktav. Geheftet M. 6.—, gebund. M. 7.—.

Dürre Blätter. Erste Reihe. 7. Auflage. Illustr. v. Curt Liebich. Oktav. Geheftet M. 3.—, gebund. M. 4.20.

Dürre Blätter. Zweite Reihe. 5. durchgesehene Auflage. Oktav. Geheftet M. 3.—, gebunden M. 3.80.

Schneeballen. Erste Reihe. Illustr. von Curt Liebich. 7. Auflage. Oktav. Geheftet M. 4.—, gebund. M. 5.—.

Schneeballen. Zweite Reihe. Illustr. von Curt Liebich. 6. Auflage. Oktav. Geheftet M. 4.—, gebund. M. 5.—.

Schneeballen. Dritte Reihe. Illustr. von Curt Liebich. 6. Auflage. Oktav. Geheftet M. 4.80, gebund. M. 6.—.



Verlag von Adolf Bonz & Comp. in Stuttgart.

Heinrich Hansjakobs Werke

Einzelausgaben

Erinnerungen einer alten Schwarzwälderin. Illustr. von W. Hasemann. 7. Aufl. Oktav. Geheftet M. 3.—, gebunden M. 4.20.

Meine Madonna. Eine Familienchronik. Illustr. von Hugo Engl. 3. Auflage. Oktav. Geheftet M. 4.—, gebunden M. 5.—.

Aus dem Leben eines Vielgeliebten (Gold). Nachtgespräche. 1.—4. Tausend. Oktav. Steif geheftet M. 1.20, gebunden M. 2.—.

Aus dem Leben eines treuen Hausgenossen (Herd.) 1.—4. Tauf. Oktav. Steif geh. M. 1.60, geb. M. 2.40.

Aus dem Leben eines Vielgeprüften (Pferd). Wahrheit u. Dichtung. 7. u. 8. Tauf. Kl.-Oktav. Steif geh. 50 Pf.

Aus dem Leben eines Glücklichen (Stein). Erzählung. 4.—6. Tausend. Klein-Oktav. Steif geheftet 40 Pf.

Aus dem Leben eines Unglücklichen (Besen). Erzählung. 4.—6. Tausend. Klein-Oktav. Steif geheftet 40 Pf.

Kleine Geschichten. Klein-Oktav. Gebunden M. 2.—.
Inhalt: Aus dem Leben eines Glücklichen. — Aus dem Leben eines Unglücklichen. — Aus dem Leben eines Vielgeprüften.

Bauernblut. Erzählungen aus d. Schwarzwald. Illustr. von C. Liebich. 7. verbesserte Auflage. Oktav. Geheftet M. 4.80, gebunden M. 6.—.

Waldleute. Erzählungen. Illustr. v. W. Hasemann. 6. Auflage. Oktav. Geheftet M. 4.—, gebund. M. 5.—.

Erzbauern. Erzählungen. Illustr. von Hugo Engl. 5. Auflage. Oktav. Geheftet M. 5.—, gebund. M. 6.—.

Wilde Kirschen. Erzählungen aus dem Schwarzwald. 11. Auflage. Illustriert von C. Liebich. Oktav. Geheftet M. 4.80, gebunden M. 6.—.

Der steinerne Mann von Hasle. Erzählung. Illustr. von C. Liebich. 4. Auflage. Oktav. Geheftet M. 4.—, gebunden M. 5.—.

Der Leutnant von Hasle. Eine Erzählung aus dem 30jährigen Krieg. Illustriert von Curt Liebich. 7. durchgesehene Auflage. Oktav. Geheftet M. 4.80, gebunden M. 6.—.

Zwiegespräche über den Weltkrieg, gehalten mit Fischen auf dem Meeresgrund. 26.—35. Tausend. Geheftet 35 Pfg.

